

6. August 1918

MAX COHEN · WO STEHT DEUTSCHLAND NACH 4 KRIEGSJAHREN?

TROTZ hervorragendster Gesamtleistung des deutschen Volkes an der Front und im Lande dauert das Ringen der Mächtegruppen unvermindert fort, und die Aussicht auf ein nahes Ende des Weltkriegs ist sehr gering. Nahezu alles, was von den maßgebenden Persönlichkeiten und Volksschichten unserer beiden Hauptgegner: England und den Vereinigten Staaten, zu uns herüberdringt, zeigt, daß diese den Krieg nicht unentschieden lassen wollen, kündigt also den Fortgang des Kampfes bis zur Erschöpfung des einen Teiles an. Und doch scheint es, als ob es den Vertretern der englischen Orientierung unserer Politik psychologisch einfach unmöglich ist diesen Tatbestand zu erkennen. Es ist vom ersten Kriegstag an der Jammer der deutschen Politik gewesen: anzunehmen, daß Großbritannien die Auseinandersetzung mit Deutschland anders sehe als die Auseinandersetzungen, die es im Lauf der letzten Jahrhunderte mit den anderen Mächten Europas gehabt hat. Nur weil sich die deutschen Staatsmänner, mochten sie nun Bethmann Hollweg oder Lichnowsky, Zimmermann oder Kühlmann heißen, über die britischen Kriegsziele fortdauernd getäuscht und die Interessen des europäischen Festlands fortdauernd verkannt haben, findet das 5. Kriegsjahr uns in einer Lage, die es nicht gestattet irgendetwas über die Art und den Zeitpunkt des Friedens anzugeben.

An dieser Stelle ist bereits vor dem Krieg, erst recht aber während des Krieges, unterstützt durch eine sich jeden Tag erneuernde Erfahrung, das Wollen der englischen Politik ganz anders und, wie das Ergebnis der 4 Kriegsjahre zeigt, zutreffender beurteilt worden als in den Kreisen der Regierung wie der linken Parteien. Seit Jahren ist hier die Notwendigkeit des kontinentaleuropäischen Zusammenschlusses dargetan und immer wieder darauf hingewiesen worden, daß eine deutsch-russische Verständigung bereits im Krieg und erst recht nachher die unabweisbare Vorbedingung dieses Zusammenschlusses sei. Daß ein solches Ziel zu wünschen ist, wird heute von einer wachsenden Zahl von Politikern, die unsere angelsächsischen Gegner allmählich richtiger einschätzen lernen, anerkannt. Nur haben sie fast alle, als es die richtige Zeit war diese Politik zur Wirklichkeit zu machen, die ihr entsprechenden Mittel nicht erkennen und jedenfalls nicht anwenden wollen.

Kann heute jemand, der sich über die einzelnen Phasen dieser 4 langen Jahre des Weltkriegs ernsthaft Rechenschaft ablegt, sagen, daß eine wirkliche Verständigung Deutschlands und Rußlands nicht möglich gewesen wäre? In der Tat, sie war möglich, und dies mehr als einmal. Nur die falsche Grundeinstellung der deutschen Politik, die immer von neuem eine Verständigung mit England erstrebte und erhoffte, hat uns die günstigsten Zeitpunkte verpassen lassen. Wir haben die Bethmannsche Polenproklamation erlebt und wissen heute, warum der russische Ministerpräsident Stürmer damals plötzlich gehen mußte. Wir wissen auch, woran Kerenskij scheiterte, dessen Friedensmanifest vom 10. April 1917 die Grundsätze und Grundlinien eines dauerhaften und wirklich demokratischen Friedens zeichnete, der in Wahrheit nur für England unannehmbar war, für die Völker des Kontinents aber die Grundlage für eine spätere Kooperation bildete. Niemals war es leichter eine Verständigung zwischen Deutschland und Rußland herbeizuführen als nach der Revolution. Niemals auch hätte ein deutsch-russisches Zusammenkommen wohlthätigere Folgen haben können als damals, da Rußland noch stark war. Aber die Bethmannpolitik kam von ihrer Idee nicht los: mit England einen Frieden auf Kosten des Kontinents und namentlich Rußlands zu schließen. Und daher waren die Antworten auf jenes russische Friedensprogramm so abgefaßt, daß sie mehr für England als für Rußland galten, daß sie Rußland nicht die Möglichkeit boten sich von England loszulösen, wollte es nicht Gefahr laufen zwischen zwei Mahlsteinen zerrieben zu werden. Verblendet durch die englische Orientierung haben die verschiedenen deutschen Regierungen jene Politik verfolgt, von der Herr von Kühlmann in einer Art programmatischer Rede in der Budgetkommission sagte, daß unter 3 Reichskanzlern das deutsche Interesse an den russischen Randländern festgelegt worden sei. Infolge dieser Festlegung konnte aus der deutsch-russischen Verständigung zur richtigen Zeit nichts werden, und Kerenskij war genötigt sich auf die Entente zu stützen, deren Freund er, der *Zimmerwalder*, von dem der Gedanke stammte die Geheimverträge zu veröffentlichen, von vornherein gewiß nicht war. Damals hätte die völlige Ohnmacht Rußlands noch vermieden werden können. Ist aber diese Ohnmacht, die später den Zusammenbruch des Landes zur Folge hatte, für Deutschland günstig? Sie führte vom Brester Frieden zu dem tschechoslowakischen Feldzug und zu der Besetzung des Murmangebiets durch die Engländer. Und sie zeigt uns, wenn es dabei bleibt, für die Zukunft Rußland als wehrloses Ausbeutungsobjekt, als Werkzeug Englands. Ein starkes Rußland, im Frieden mit uns, das sofort an den Aufbau seiner Produktion hätte gehen können, wäre eine Sicherung für uns gewesen, an der sich die Macht des vereinigten Angelsachsentums hätte brechen müssen. Als die bolschewistische Phase Rußlands begann, war der Höhepunkt der Gesamtentwicklung, die auf eine wirkungsvolle Zusammenarbeit hindrängte, bereits überschritten. Immerhin waren die Möglichkeiten noch bedeutungsvoll genug. Hätte die deutsche Regierung das richtige Ziel im Auge gehabt: die Kräfte gegen das Angelsachsentum zu einigen, so hätte sie einen Frieden herbeiführen müssen, der ein ungeteiltes und daher schnell regenerationsfähiges Rußland zurückließ. Der Weg zum östlichen Dreibund Deutschland-Rußland-Japan wäre dann frei gewesen. Er hätte zur Einigung Kontinentaleuropas geführt.

Ein deutliches Merkmal dafür, daß der Sinn des Weltkriegs von uns nicht

begriffen wurde, war die Art und Weise, in der die Eröffnung des unbeschränkten Unterseebootkriegs politisch vorbereitet (oder richtiger: nicht vorbereitet) wurde. Daß man so lange zögerte ihn zu eröffnen und kostbare, unwiederbringliche Zeit verloren gehen ließ, beweist, daß man so lange wie möglich den Charakter dieses Krieges als eines Entscheidungskampfes zwischen Deutschland und England nicht erkennen wollte. Der Unterseebootkrieg hatte gerade die Bedeutung diesen Charakter festzustellen. Dann aber mußten auch die Konsequenzen daraus gezogen werden. Der unbeschränkte Unterseebootkrieg mußte ein Dokument der östlichen Orientierung unserer Politik werden. Das eine hing mit dem andern aufs engste zusammen; das militärische Mittel durfte nur diesen politischen Sinn haben. Mit dem 1. Februar 1917 mußte der Gedanke einer Verständigung mit England (der Juniorpartnerschaft am englischen Weltgeschäft, von der unsere Anglophilen so schön träumen) unbedingt aufgegeben sein und der östliche Ausgang des Krieges mit unbeugsamer Energie gesucht werden. Zu glauben, daß man durch den Unterseebootkrieg England zur Verständigung *geneigt* machen würde (wie die Redewendung lautete), daß die Tauchboote uns eine deutsch-englische Freundschaft bringen könnten, beweist einen bedenklichen Mangel an politischem Instinkt. Man wußte, daß der unbeschränkte Unterseebootkrieg Amerika den Anlaß geben würde den Krieg uns offiziell zu erklären. Amerika, durch sein weltpolitisches Interesse auf ein Zusammengehen mit dem blutsverwandten England angewiesen, war ohnehin unser Gegner und hätte früher oder später auch militärisch eingegriffen. Der Eintritt Amerikas in den Krieg ist von uns nie leicht genommen, die Kräfte dieses Gegners sind von uns nie unterschätzt worden. Gleichwohl brauchte man auch dieses (mit oder ohne Tauchbootkrieg unabwendbare) Ereignis allzu schwer noch nicht zu nehmen, wenn das geschehen wäre, was politisch geradezu die andere Seite des unbeschränkten Unterseebootkriegs war: die Verständigung mit Rußland. Man mußte bei der, wie zu erwarten, sich lange hinausziehenden Entscheidung unbedingt für Rückendeckung sorgen. Hätten wir gleichzeitig mit dem Tauchbootkrieg ohne Schwanken, auf Scheinerfolge im Osten verzichtend, die dauernden Erfolge unserer Zukunft fest im Auge, auf die Schaffung des östlichen Dreibunds hingearbeitet, so hätte die weitere Fortführung des Krieges vorwiegend nur England geschädigt. Gerade in dem Augenblick, in dem der Entscheidungskampf begonnen wurde, erforderte unser eigenes Lebensinteresse ein politisch und wirtschaftlich einheitliches Rußland, das eine mit Deutschland erzielte Verständigung dazu benutzt hätte die freigewordenen Kräfte zu intensiver Produktionsentfaltung zu verwenden. Das englische Interesse erforderte freilich das direkte Gegenteil. Wenn Rußland für England nicht mehr zum Kampf gegen Deutschland zu gebrauchen war, dann mußte es wirtschaftlich so schwach gemacht, politisch so zerrissen werden, daß es dem deutschen Volk gar nichts mehr zu leisten vermochte. Das entsprach nicht nur Englands Kriegs- und Gegenwartsabsichten: es lag auch im englischen Zukunftsinteresse. Bei einer solchen Entwicklung konnten dann die britischen Staatsmänner darauf rechnen Rußland späterhin zu *retten* und auf Jahrzehnte hinaus an den Wagen englisch-amerikanischer Politik zu spannen. Diese Gegenüberstellung des wahren deutschen und des wahren englischen Interesses zeigt, welchem von beiden unsere Politik, die sich nicht entschließen konnte einmal begangene Irrtümer wiedergutzumachen, wirklich genützt hat.



AS kann nun geschehen, um die Folgen der in der Grundorientierung fehlerhaften Politik der 4 Kriegsjahre auszugleichen? Ob ein solcher Ausgleich in vollkommener Weise möglich ist, mag dahingestellt bleiben. Die Zerrüttung Rußlands ist zurzeit derartig vorgeschritten, daß ein schneller Wiederaufbau keinesfalls erwartet werden kann. Indes, dieser Wiederaufbau ist eine Notwendigkeit, und er kommt unter allen Umständen. Dafür bürgen die riesenhaften Kräfte des Volkes und des Landes, das, augenblicklich geteilt, doch nicht aufhört eine innere Einheit zu bilden und seiner Wiedervereinigung entgegenzieht. Es fragt sich nur, ob sich diese mit oder gegen Deutschland vollziehen wird. Beide Möglichkeiten sind noch offen. Und die Haltung Japans zeigt, daß man sich dort für beide Möglichkeiten vorbereitet, daß man dort die eigene Stellungnahme von der endgültigen Gestaltung des Verhältnisses zwischen Deutschland und Rußland abhängig macht. Das wirkliche Interesse Japans, das gegen die angelsächsischen Weltmächte gerichtet ist, geht auf den östlichen Dreibund hin. Dieser wiederum hängt von dem deutsch-russischen Ausgleich ab. Sollte Japan sich später endgültig für die Entente entscheiden (eine japanische Intervention in Sibirien braucht jetzt noch durchaus nicht diesen Sinn zu haben, könnte immer noch das Vorstadium der einen wie der andern Orientierung sein), so wäre das nur ein Zeichen, daß es auf eine deutsch-russische Verständigung nicht mehr rechnet und daher keine andere Möglichkeit für sich selber sieht. Wollen wir Japan von der Entente fernhalten, so ist dazu in erster Linie die Revision des Brester Friedens erforderlich. Unsere Randstaatenpolitik muß entschlossen und vollständig aufgegeben, und unsere Ostpolitik muß wieder unter den Gesichtspunkt Großrußlands, nicht unter den einer naiven und historisch längst überholten Pufferstaatenbildung gestellt werden.

Dann endlich werden wir in der Lage sein der englisch-amerikanischen Politik eine gleichwertige deutsch-kontinentaleuropäische entgegenzustellen. Ebenso aber auch (und das darf nicht das letzte sein) der, nicht nur die Völker der Entente sondern auch die Neutralen und die Pazifisten aller Länder faszinierenden angelsächsischen Parole des Völkerbundes ein gleichwertiges Gesamtfriedensziel. Nur dieses kann bewirken, daß die vielen ethischen und seelischen Imponderabilien in der geistigen Stellungnahme fast aller Völker nicht mehr der Entente zugute kommen. Dem Wilsonschen Völkerbund mit seiner formalen Gleichheit der Nationen und faktischen Beherrschung der Kleinen durch die Großen stellen wir den Aufbau der Welt unter dem Gesichtswinkel der Produktion entgegen, der allen Völkern die Entwicklung möglich, die Vergewaltigung des einen durch das andere unmöglich und damit die blutigen Konflikte überflüssig macht. Der Wilsonsche Völkerbund zwingt die kleinen Staaten sich an diejenigen Mächte anzuschließen, die das Meer und den Weltverkehr beherrschen. Das bedeutet die dauernde Festsetzung des Übergewichts des Angelsachsentums in der Welt. Die kleinen Völker werden gezwungen ihm ihre Geschicke anzuvertrauen; wie Holland heute wegen seines Kolonialbesitzes, den es aus eigener Macht nicht schützen kann, sich immer wieder England fügen muß. Dieses internationale Schiedsgericht, in dem das Angelsachsentum der Schiedsrichter ist, kann wohl die Anlässe zu Kriegen vor sein Forum ziehen, die Kriegsursachen selber aber nicht beseitigen. Es schafft im Gegenteil nur den Anreiz zu immer neuen *verwickelnden Bündnissen*, da jeder sich immer

möglichst vieler Partner im Weltschiedsgericht zu versichern bestrebt sein wird. So ist alles in Wahrheit auf die Kriegsmöglichkeit, nicht auf die Erfordernisse des Friedens hingelenkt. Das von uns aufgestellte Ziel der Zusammenfassung des festländischen Europas zu einem Wirtschaftskomplex, der mit den anderen vorhandenen oder sich bildenden Imperien einen Zustand des Weltgleichgewichts schafft, bedeutet auch die wahre Lösung des Weltfriedensproblems (soweit unvollkommene menschliche Einrichtungen überhaupt den Frieden gewährleisten können). Die Imperien selber sind die Träger des internationalen Rechts der Völker, die weitere Bündnisse zu suchen weder Anlaß noch Möglichkeit haben. Die sich ergänzenden Schaffenskräfte der Nationen innerhalb des Wirtschaftskomplexes ermöglichen eine Bedürfnisbefriedigung, die die Ursachen eines gewaltsamen Einbruchs der einen Macht in die Sphäre der andern beseitigt, einen solchen auch nach der Lagerung der Kräfte zu einem aussichtslosen Unternehmen macht. Der Weltfrieden, den der Wilsonsche Völkerbund formal sichern will, wird dadurch materiell aufrechterhalten. Aber auch das Recht auf Eigenentwicklung wird gewährleistet, die demütigende Unterordnung des einen Volkes unter das andere hört auf. Natürlich wissen wir, daß dieser ideale Zustand in der realen Welt nur allmählich und nur annähernd erreicht werden kann. Aber das Ziel liegt im Sinn der Völkerentwicklung. Und es gibt in absehbarer Zeit keine Form des Völkerbundes, die die krisengebärenden Hemmungen der Produktionsentfaltung aller Staaten mit größerer Wahrscheinlichkeit auf ein Minimum zu reduzieren vermöchte, als die Zusammenfassung des festländischen Europas zu einem einheitlichen Wirtschaftsganzen, an der Seite eines wiedererstarkten Gesamttrußlands und eines von England und Amerika unabhängigen Ostasiens mit Japan als Kern.

Es ist hohe Zeit, daß wir dieses Menschheitskulturziel der Völkerbundparole Wilsons entgegenstellen. Daß ein Kontinentaleuropa möglich ist, wurde hier oft genug ausgeführt und mit wirtschaftlichen Gründen belegt. Viele unter uns können sich nicht denken, daß nach diesem Krieg mit seinem unmenschlichen Haß ein Zusammengehen Deutschlands und Frankreichs noch möglich ist. Und doch ist es möglich, weil auch Frankreichs Selbständigkeit und nationale Zukunft von dem kontinentaleuropäischen Zusammenschluß abhängt.

Wer aber hat die Pflicht die deutsche Politik in diese Bahn zu lenken? Wir müssen die Forderung das zu tun an den Reichstag stellen, der endlich anfangen muß die Schuld bei sich selber zu suchen, statt sie auf die Regierung, die nur sein Organ sein soll, abzuwälzen. Freilich, das Mißtrauen gegen den Reichstag ist nicht unberechtigt, und man kann es verstehen, wenn sogar Männer, die dem hier vertretenen Ideenkreis angehören, dem Gedanken der Parlamentarisierung deshalb eine gewisse Abneigung entgegenbringen. Sie beruht auf der nur zu berechtigten Einschätzung der bisherigen politischen Leistung des deutschen Reichstags. Trotzdem, oder gerade deshalb, muß man das parlamentarische System erst recht anstreben. Denn es bürdet dem Reichstag die ganze und wirkliche Verantwortung auf. Bei solchem Stand der Dinge muß das Reden dem wirklichen Tun Platz machen, und Nurredner, die als sogenannte Führer ihre angebliche Kenntnis *wichtiger Staatsgeheimnisse* geheimnisvoll andeuten, in Wahrheit aber keine Lebensfrage des deutschen Volkes richtig erfaßt haben, würden beiseite

geschoben werden. Die volle Verantwortung ließe dem Reichstag keinen Raum mehr zum Ausweichen. Wie der Reichstag schuld ist an der Verfahrenheit unserer Außenpolitik, so müssen wir innerhalb des Reichstags wieder die Hauptschuld in unserer eigenen Fraktion suchen. Sie hat statt politischer Ziele nur leere Formeln gehabt. Sie hatte die Führung im Volk und hätte die Führung im Parlament haben können. Dazu bedurfte sie freilich eines wirklichen außenpolitischen Programms. Wie hätte sie indessen sich wohl ein solches schaffen können, da sie, wie ihr Festhalten an der östlichen Randstaatenpolitik zeigt, bis heute noch nicht begriffen hat, was uns außenpolitisch nützt?

Das Zentralparlament des deutschen Volkes und die Vertretung der deutschen Arbeiterklasse haben bisher wenig oder gar nichts dazu getan, um einen für das Volk günstigen Ausgang des Weltkriegs herbeiführen zu helfen. Das muß nach dem fünften 4. August festgestellt werden. Darf man hoffen, daß hier eine grundlegende Änderung eintritt, wenn in einem vielleicht entscheidenden Augenblick die Wiederaufnahme der parlamentarischen Arbeit beginnt? Nach all den Fehlern muß endlich ein Anfang gemacht werden. Das deutsche Volk, das mit allen seinen körperlichen und seelischen Kräften um seine Zukunft ringt, hat ein Recht das zu verlangen.

LUDWIG QUESSEL · DEFAITISMUS UND RANDSTAAATENPOLITIK

UETZT, am Beginn des 5. Kriegsjahrs, scheint Deutschland auch an einem Wendepunkt seiner auswärtigen Politik angelangt zu sein. Außerlich ist diese Tatsache durch den Staatssekretärwechsel in die Erscheinung getreten, innerlich durch die sich verbreitende Einsicht, daß der Krieg durch politische Mittel beendet werden müsse. Es ist nicht richtig, daß Kühlmanns Rücktritt erfolgte, weil er im Gegensatz zur Obersten Heeresleitung an die Beendigung des Krieges durch militärische Mittel nicht glaubte. Auch im Großen Hauptquartier, wo man die Kühlmannsche Randstaatenpolitik wohl nie ohne Besorgnis verfolgt hat, ist man sich der Bedeutung der Politik für die Beendigung des Krieges wohl bewußt. Kühlmanns Sturz bedeutet vielmehr den Zusammenbruch der von Bethmann Hollweg eingeleiteten und von 3 Staatssekretären des Auswärtigen Amts konsequent festgehaltenen Politik: auf Kosten der feindlichen Kontinentalstaaten, insbesondere aber Rußlands, zu einer Verständigung mit England und Amerika zu gelangen.

Einen Sinn hätte diese Politik nur, wenn sich Deutschland gegenüber England und Amerika mit der Stellung des Unterlegenen abfinden und die Bestätigung des Friedens von Brest Litowsk von der Großmut der angelsächsischen Reiche erwarten könnte. Das konnte niemand zweifelhaft sein, der auf den Grund der Erscheinungen zu sehen gewöhnt ist. So groß Herr von Kühlmann gegen Rußland und Frankreich tat, so klein fühlte er sich gegenüber England und Amerika. Der defaitistische Zug seiner Politik gegenüber dem Angelsachsentum war ein notwendiges Korrelat seiner Randstaatenpolitik. Und in der Tat: Ein Deutschland, das sich beim Friedensschluß sowohl im Osten wie im Westen Staaten gegenüber befände, die sich von

ihm in unerträglich Weise vergewaltigt und gedemütigt fühlen, hätte ja gar keine andere Wahl als sozusagen um jeden Preis die Hilfe und Unterstützung der Angelsachsen zu suchen. Daher hatte Herr von Kühlmann als konsequenter Verfechter der Randstaatenpolitik von seinem Standpunkt aus durchaus recht, wenn er die deutsche Öffentlichkeit darüber aufklären wollte, daß, wer den Frieden von Brest Litowsk unabgeschwächt aufrecht erhalten will, sich auch mit dem Gedanken abfinden müsse sich dessen Errungenschaften von den beiden angelsächsischen Weltmächten huldvoll bestätigen zu lassen. Die Erkenntnis, daß im Grunde zurzeit noch keine Partei in Deutschland zu begreifen vermag, daß die Randstaatenpolitik in notwendiger Beziehung zu seiner Politik des Defaitismus gegenüber England und Amerika steht, hat ihn dann zu seinem Rücktritt veranlaßt. Darin ragt Kühlmann allerdings über alle anderen Vertreter der Randstaatenpolitik hervor, daß er sich nie in der Auffassung beirren ließ: wer diese wolle, müsse auch die Unterordnung Deutschlands unter den angelsächsischen Machtwillen hinnehmen.



EHNEN wir aber die angelsächsische Suprematie als unverträglich mit der Zukunft des deutschen Volkes, also als schlechthin unerträglich ab, so müssen wir den Zusammenschluß Kontinentaleuropas wollen, dessen unbedingte Voraussetzung die deutsch-russische Freundschaft ist. Nicht der trügerische Schein kontinentaleuropäischer Hegemonie, die die Kühlmanssche Ostpolitik den Blicken des deutschen Volkes als schnell vergängliche Phantasmagorie vorspiegelte, sondern die kontinentaleuropäische Verständigung ist die einzig mögliche Sicherung unserer Zukunft. Die Unterordnung Deutschlands unter den angelsächsischen Machtwillen ist nur dann für uns eine Notwendigkeit, wenn wir um jeden Preis die Randstaatenpolitik aufrechterhalten wollen. Gehen wir jedoch von dem Gedanken kontinentaleuropäischer Gemeinbürgerschaft aus, so sind wir und ganz Kontinentaleuropa nicht gezwungen uns einer britischen Weltherrschaft zu beugen. Gewaltig und unentrinnbar erscheint allerdings zur Zeit die Abhängigkeit der Kontinentalstaaten von der überseeischen Lebensmittelfuhr aus den angelsächsischen Herrschaftsgebieten. Und in der Tat ist diese Abhängigkeit für die Staaten West- und Mitteleuropas so groß, daß sie fast jede selbständige Politik gegenüber England und Amerika auszuschließen scheint. Sie ist in dieser Größe aber nur vorhanden, solange der Kontinent in sich uneinig und gespalten ist.

Würden, wie bei Beginn dieses Krieges, bei einem zukünftigen Krieg Italien, Frankreich und Belgien durch Deutschland, Österreich-Ungarn und die Türkei wieder von den osteuropäischen Zufuhren abgeschnitten, so gäbe es allerdings für diese Staaten im Grunde gar keine Möglichkeit sich dem Einfluß der angelsächsischen Reiche zu entziehen. Sie könnten, einmal in den Krieg hineingerissen, nur sehr schwer aus ihm heraus, weil ihre Versorgung mit Nahrungsmitteln ganz und gar von dem guten Willen Englands und Amerikas abhängig bleibt. Ein einiges Kontinentaleuropa braucht dagegen die angelsächsische Blockade nicht zu fürchten. Ihm gegenüber verliert die Hungerpeitsche, die England und Amerika so eindrucksvoll über widerstrebende Staaten zu schwingen wissen, alle Schrecken. Mit Hilfe der osteuropäischen Zufuhren kann ganz West- und Mitteleuropa sein Brotgetreide-defizit decken, wie die folgende Übersicht zeigt:

Ausfuhrüberschuß Rußlands an Brotgetreide und Brotgetreideersatz nach dem Friedensstand		Einfuhrüberschuß an Brotgetreide (Roggen und Weizen) aller Einfuhrländer Kontinentaleuropas nach dem Friedensstand	
Getreideart	Doppelzentner	Land	Doppelzentner
Roggen	7 069 000	Belgien	14 683 000
Weizen	44 673 000	Italien	14 640 000
Hafer	10 053 000	Frankreich	12 689 000
Gerste	37 692 000	Deutschland	11 887 000
Mais	7 133 000	Niederlande	8 910 000
		Schweiz	4 291 000
		Dänemark	3 759 000
		Norwegen	3 572 000
		Österreich-Ungarn	3 239 000
		Schweden	2 884 000
		Spanien	1 678 000
zusammen	106 620 000	zusammen	82 232 000

Diese Zahlen lehren uns, daß selbst dann, wenn die osteuropäische Lebensmittelausfuhr um ein volles Viertel zurückgehen sollte, ein einiges Kontinentaleuropa die angelsächsische Hungerdrohung nicht zu fürchten braucht.

Wie bei der Lebensmittelfuhr so schwände auch bei der Rohstoffversorgung die Abhängigkeit der Kontinentalstaaten vom Angelsachsentum in sehr merklicher Weise, sobald sie sich als Einheit fühlten und lernten als solche zu handeln. Der wirtschaftliche Wiederaufbau Europas, den England durch den Wirtschaftskrieg in der Kriegsnachzeit mit allen Kräften verzögern und lähmen möchte, ist in vollem Umfang überhaupt nur möglich, wenn die auswärtige Politik der Kontinentalstaaten in Zukunft von dem Gedanken kontinentaleuropäischer Gemeinbürgerschaft geleitet wird. Nur unter dieser Voraussetzung können sich die Schaffenskräfte Europas voll entfalten. Im andern Fall wird Verkümmern und Siechtum des Kontinents die unvermeidliche Folge des Weltkriegs sein, während England und Amerika zu immer größerer Machtfülle emporsteigen.



IERBEI drängt sich uns nun freilich die Frage auf, ob eine solche Kontinentalpolitik jetzt überhaupt noch möglich ist, ob nicht die auf Zerreißen der Einheit des Kontinents gerichtete Bethmann-Kühlmannsche Randstaatenpolitik alle Wege zu ihr schon verrottet hat. Gewiß, zur Einleitung einer neuen Politik ist es sehr spät, aber vielleicht doch nicht zu spät.

Als Rußland nach der Revolution Frieden schließen wollte, um seine Demokratie aufzubauen, da war der große Moment gekommen den Krieg in einer für uns günstigen Weise zu beenden. Ein Frieden auf der Basis, daß die Länder des ehemaligen Zarenreichs als föderative Bundesrepublik von Deutschland anerkannt worden wären, hätte zunächst einen Friedensblock geschaffen, der sich vom Stillen Ozean bis zur Nordsee erstreckt hätte. Der Kampf im Westen wäre damit gewiß noch nicht beendet gewesen. Aber jeder Schlag, den Hindenburg gegen die westlichen Heere der Entente führte, hätte von einer politischen Friedensoffensive der Mittelmächte begleitet werden können, die auf die Seele der noch gegen uns kämpfenden Kontinentalvölker nicht ohne tiefen Eindruck geblieben wäre, weil alsdann

die mächtige Stimme des befreiten Rußlands deren Wahrheit bezeugt hätte. Die Erhebung Elsaß-Lothringens zum autonomen Bundesstaat im Deutschen Reich hätte das übrige tun können dem Friedenswillen Frankreichs neue Impulse zu geben. Alle diese Möglichkeiten hat Kühlmanns Randstaatenpolitik zerstört. Die Zerlegung Rußlands in 3 staatlich von einander getrennte Teile, die Wilson und Lloyd George Gelegenheit gab sich als die Beschützer Rußlands aufzuspielen, eröffnete die asiatische Phase des Weltkriegs, indem sie den Weg zur japanischen Intervention in Asien bahnte, und schloß von neuem den eisernen Ring um Deutschland, von dem das deutsche Volk annahm, daß er durch die russische Revolution endgültig gesprengt worden wäre. Nachdem Kühlmann solchermaßen die Früchte seiner Randstaatenpolitik geerntet hatte, blieb ihm natürlich gar nichts anderes übrig als Deutschland zu seiner defaitistischen Doktrin, die stets den Kompaß seiner Politik bildete, zu bekehren oder abzutreten. Da ihm das eine nicht gelang, konnte er nichts anderes tun als sein Amt niederlegen. Natürlich ist die Bethmann-Kühlmannsche Ostpolitik auch in Frankreich nicht ohne für uns unheilvolle Folgen geblieben. Hier bahnte sie Clemenceau den Weg zur Macht, von dem der französische Unterstaatssekretär Ajam 1913 schrieb, daß er, der »Jakobiner und Patriot«, der die von Jules Ferry eingeleitete Verständigungspolitik mit Deutschland zu Fall brachte und der »der äußern Politik Gambettas treu war und es immer geblieben ist«, an der Logik des Rachekriegs bis zum Sieg oder Untergang Frankreichs unentwegt festhalten werde.¹⁾

So wenig aussichtsreich zurzeit auch die Preisgabe der Kühlmannschen Politik sein mag, so bleibt sie nichtsdestoweniger eine Notwendigkeit, der sich der neue Mann im Auswärtigen Amt nicht entziehen sollte. Die Revision des Brester Friedens ist unerläßlich sowohl für die bolschewistische Regierung, wenn sie sich hält, als auch, falls sie gestürzt wird, für deren Nachfolgerin. Im ersten Fall stützen wir die bolschewistische Regierung in ihrem Streben Rußlands Neutralität gegen die Japaner zu verteidigen; im zweiten Fall verhindern wir, daß eine neue Regierung den Kriegsbund Rußlands mit der Entente erneuert. Nun gibt es freilich, sogar in der Sozialdemokratie, Politiker, die zwar durchaus nicht glauben, daß die Randstaatenbildung aufrechtzuerhalten sei, aber trotzdem meinen, Deutschland könne so lange an ihr ohne Schaden festhalten, bis es beim allgemeinen Frieden gezwungen wird dieses Jammerbild der Staatskunst im Orkus verschwinden zu lassen. Es ist indessen nicht schwer zu begreifen, daß es das Schlimmste wäre, wenn wir eine Revision des Brester Friedens nicht freiwillig, aus unserer bessern politischen Einsicht heraus, sondern unter dem Druck der Entente in oder vor dem allgemeinen Frieden vornehmen. Nicht die Propaganda der Alldeutschen, wie die Linke immer sich und anderen einreden möchte, sondern jene Ostpolitik war und ist es, die uns jeden Weg zum Frieden versperrt. Wie sie eine wahre Friedensstimmung im Osten nicht aufkommen läßt, so verhindert sie auch, daß in Frankreich die Anhänger des Verständigungsfriedens Einfluß gegenüber den *Jusqu' au bout*-Politikern erlangen. Man lese, was die von Clemenceau als Organe des Defaitismus verschrienen und verfolgten Zeitungen über Kühlmanns Randstaatenpolitik schreiben, und man wird sich nicht mehr dem Wahn hingeben, daß Clemen-

¹⁾ Siehe Ajam Das deutsch-französische Wirtschaftsproblem. ein Weg zur Verständigung (Berlin 1911, Seite 108.

ceaus Einfluß ohne eine Revision des Brester Friedens jemals erschüttert werden könnte. Der Brester Friede hat Clemenceau zur Macht gebracht, seine freiwillige Revision könnte vielleicht zu einer Umgruppierung der politischen Kräfte in Frankreich führen. Wie groß dort der Haß gegen Deutschland zurzeit auch sein mag, eine deutsch-französische Verständigung ist trotz allem möglich, weil sie wirtschaftlich und politisch für beide Länder das beste wäre. Mag gegenwärtig noch der Geist Gambettas und Clemenceaus die Seele des französischen Volkes beherrschen, so sind deshalb die mildereren Gefühle und verständigeren Gedanken Ferrys und Jaurès' doch nicht verschwunden. Als politische Unterströmung sind sie lebendig geblieben und können sich bei der leicht wechselbaren Stimmung des französischen Volkes plötzlich mit elementarer Gewalt Geltung schaffen, wenn wir nur durch unsere Politik Frankreich von der niederdrückenden Vorstellung befreien, daß ein Verständigungsfriede ihr Land unter deutsche Hegemonie bringen müsse.

EINE Verständigung mit Frankreich ist keineswegs so aussichtslos, wie uns kurzsichtige Parteiführer einreden möchten. Wer die französische politische Literatur kennt, der weiß freilich, daß die Franzosen seit 40 Jahren gegen die deutsche Auffassung ankämpfen: durch den Frankfurter Frieden sei die elsäß-lothringische Frage lediglich eine innerdeutsche Frage geworden. Sie war es ja auch insofern weder für Bismarck noch für seine Nachfolger, als sie gerade auch im Zentrum unserer auswärtigen Politik stand, ihr teilweise Richtung und Ziel gab. Der elsäß-lothringischen Frage wegen unterstützte Bismarck die koloniale Expansionspolitik Frankreichs bis zur Grenze des Möglichen. Sie zwang Deutschland zum kolonialen Verzicht und führte Frankreichs Aufstieg zum Weltreich herbei. Dieser Zusammenhang ist den Franzosen natürlich nicht verborgen geblieben. 1913 schrieb hierzu der Unterstaatssekretär Maurice Ajam:

»Wir haben niemals ein Schiff nach Tunis, Tongking oder Madagaskar geschickt, ohne daß der deutsche Reichskanzler davon unterrichtet war. Als sich die europäischen Nationen Afrika teilten, hat sich Deutschland in der Tat mit den Abfällen begnügt. Es hat England und Frankreich die Teilung überlassen, von denen sich jedes 10 Millionen Quadratmeter Grund und Boden aneignete. Es hat sich selbst mit 2 Millionen Quadratmeter begnügt, die nicht viel wert sind.«²⁾

Im selben Jahr legte Gustave Hervé dar, daß die elsäß-lothringische Frage sowohl für Frankreich wie für Deutschland seit 1871 das Leitmotiv der auswärtigen Politik gewesen sei. Warum sie es für Frankreich war, erklärt uns Hervé wie folgt:

»Alle Menschen brauchen ein Ideal. Da die französische Bourgeoisie nicht das sozialistische Ideal annehmen konnte, so ist sie fast ausschließlich dem alten nationalistischen Ideal ihrer Väter treu geblieben; das gilt von der radikalen Bourgeoisie sowohl als auch von der konservativen und reaktionären. . . Die elsäß-lothringische Frage ist für sie die Achse ihrer gesamten Außenpolitik geblieben. . . Der Frieden hängt heute nur noch an einem Grenzzwischenfall, an einer Ungeschicklichkeit oder Ausdrucksbrutalität eines Diplomaten. . . Der gallische Nationalistenhahn beginnt seit der Freundschaft mit England . . . sich aufzurichten und zu krähen. Alles dies hat der deutsche Reichskanzler gesehen. . . Er hat vollkommen recht zu glauben, daß die französisch-russische Allianz eine tatsächliche Drohung für Deutschland und für den europäischen Frieden ist. Aber wer trägt die Schuld, wenn diese Allianz besteht und fortbesteht? Wer, wenn nicht die deutschen Regierenden, die seit 42 Jahren in törichter Weise wiederholen, daß die elsäß-lothringische Frage

²⁾ Siehe Ajam, am erwähnten Ort, Seite 105.

seit dem Frankfurter Vertrag nicht mehr existiert? Wer, wenn nicht die 5 großen politischen Parteien, die . . . nicht Scharfblick genug haben zu sagen, daß die Frage existiert und sogar so sehr existiert, daß sie seit 42 Jahren den gesamten europäischen Organismus vergiftet?«³⁾

Hervé sah damals, 1913, 4 Möglichkeiten zur Lösung der elsass-lothringischen Frage. Die erste, die darin besteht, daß Elsaß-Lothringen die republikanische Selbstregierung erhält, aber dem deutschen Staatenbund einverleibt bleibt, nennt er die Minimallösung. Die zweite sieht er darin, daß das Elsaß mit autonomer republikanischer Regierung bei Deutschland bleibt, während Lothringen gegen Tongking, Madagaskar oder den französischen Kongo ausgetauscht wird; eine Lösung, die Hervé wegen der wirtschaftlichen Schwierigkeiten selbst »hinkend« nennt. Die dritte, von Hervé als Maximallösung bezeichnet, wäre der Austausch von ganz Elsaß-Lothringen gegen große Teile des französischen Kolonialreichs und bedeutende Vorteile wirtschaftlicher Art. Die vierte Lösung endlich, die Hervé als die »vielleicht praktischste« ansieht, bestände in der Neutralisation Elsaß-Lothringens, natürlich ebenfalls mit weitgehenden wirtschaftlichen und kolonialen Konzessionen an Deutschland.

Mit diesen 4 Hervéschen Möglichkeiten brauchen wir uns heute nicht zu beschäftigen. Sie sind ja nur angeführt worden, um zu zeigen, wie man vor dem Krieg in Frankreich über die elsass-lothringische Frage dachte. Erinnern wir uns ferner der Worte Maurice Ajams, der ein Jahr vor Ausbruch des Krieges als Fürsprecher einer deutsch-französischen Verständigung nichts so sehr bedauerte, als daß die Deutschen »so gar kein Verständnis für den Groll des Besiegten« hätten, daß sie »keinen Unterschied zwischen dem Frankfurter Frieden und einem freiwilligen Vertrag« sähen, daß sie nicht begriffen, daß 1871 in Frankfurt »dem einen Unterzeichner das Messer an der Kehle saß«. Aus alledem geht hervor, daß die elsass-lothringische Frage für die Franzosen mit der Zeit nur noch gefühlsmäßige, kaum mehr materielle Bedeutung hatte; das heißt, daß die Franzosen innerlich schon auf ihre ehemaligen Provinzen verzichtet hatten und nur noch eine Form suchten, wie dem in ihren Augen durch die Annexion verletzten Rechtsgefühl Genüge geschehen und ihnen so die Möglichkeit geboten werden könnte jenen Verzicht auch endgültig auszusprechen. Aus diesem Grund nahmen alle diejenigen Franzosen, die in der Freundschaft mit Deutschland das Heil ihres Landes und Europas erblickten, auch ein so lebhaftes Interesse an der staats- und verfassungsrechtlichen Gestaltung Elsaß-Lothringens. Durch die Erhebung Elsaß-Lothringens zum gleichberechtigten Bundesstaat im deutschen Reichskörper sollte dem Selbstbestimmungsrecht der Elsässer und Lothringer Genüge geschehen. So bot sich eine Möglichkeit diese Frage für Frankreich aus der Welt zu schaffen. Irgendeine Verständigung, irgendein Ausgleich mußte freilich erstrebt werden. Man kann eine Frage, die doch einmal besteht, nicht dadurch aus der Welt schaffen, daß man ihre Existenz bestreitet. Wir haben freilich nicht den mindesten Grund anzuerkennen, daß die elsass-lothringische Frage eine internationale Frage ist, die vor einem internationalen Forum, das heißt nach dem Schiedsspruch des Angelsachsentums, geregelt werden müsse. Wir müssen im Gegenteil die elsass-lothringische Frage einer Lösung entgegenführen, die es England nicht mehr gestattet die Kluft zwischen Deutschland und Frankreich, die vor der

³⁾ Siehe Hervé Elsaß-Lothringen und die deutsch-französische Verständigung /München 1913/, Seite 23 ff.

Entente cordiale sich schon auszufüllen begonnen hatte, dauernd offenzuhalten und zu verbreitern.

Indes, wichtiger als die Regelung der elsass-lothringischen Frage (die ja doch nur von Herrn von Kühlmann und den Anglophilen, die die Schuld am Weltkrieg krampfhaft von England abzuwälzen suchen, als die eigentliche Weltkriegsfrage bezeichnet wird) ist es für die Zukunft Kontinentaleuropas und für dessen Loslösung von der angelsächsischen Suprematie: Frankreich davon zu überzeugen, daß es den deutschen Interessen widerstreite nach einer Hegemonie über Europa zu streben. Im Gegensatz zu England, dessen Weltherrschaft mit der Hegemonie über Kontinentaleuropa steht und fällt, ist das einzig notwendige Ziel Deutschlands eine freie Entfaltung der produktiven Kräfte der Kontinentalstaaten zu ermöglichen. Als Industriestaat, dessen Hauptabsatzgebiet Europa ist, kann Deutschland nur gedeihen, wenn die europäischen Festlandsstaaten kaufkräftig und frei von jeder Bevormundung bleiben. Nie und nimmer kann aber ein befriedigter Kontinent daraus entstehen, daß ein Staat dem andern etwas wegnimmt. Wenn Deutschland französische Erze und Frankreich deutsche Kohle braucht, so wäre es ebenso sinnlos wie verwerflich, wenn Deutschland nach der Annexion der Erzgebiete und Frankreich nach dem Besitz der Kohlengebiete strebte. Gerade die gegenseitige Bedürftigkeit weist uns hier auf den Weg der Verständigung und des Ausgleichs durch Vereinbarungen, die dem einen Teil den ungestörten Bezug der Kohle, dem andern die Zufuhr der Erze sichern. Nahezu bei allen Kontinentalstaaten besteht eine derartige gegenseitige Abhängigkeit, deren Berücksichtigung vom Standpunkt der Freiheit und Gleichberechtigung Kontinentaleuropa zu einem einheitlichen Wirtschafts- und Kulturkomplex machen könnte.

DIE deutsch-russische Verständigung ist die Voraussetzung, die deutsch-französische Verständigung das Zentralproblem des kontinentaleuropäischen Aufbaus. Zu ihm gehört aber auch die belgische Frage. Und es ist notwendig, daß wir uns über diese Frage, die die Öffentlichkeit der ganzen Welt in Atem hält, aber kaum jemals sachlich sondern stets nur unter englischem Aspekt behandelt wird, einmal wirklich klar werden.

Es ist richtig, daß, wenn Deutschland und Osteuropa verfeindet bleiben, Belgien nur ein englisches Machtgebiet sein kann. Dieser kleine Staat, der auf schmaler territorialer und noch schmälerer agrarischer Grundlage eine gewaltige industrielle Produktion aufgebaut hat, ist mit seiner überaus starken Bevölkerung von 8 Millionen in so hohem Maß auf die Zufuhr von Lebensmitteln angewiesen, daß deren Abschneidung für den größten Teil des Volkes den Hungertod bedeutet. Das kleine Belgien hatte vor dem Krieg einen größern Einfuhrüberschuß an Brotgetreide (Roggen und Weizen) als das große Deutsche Reich. Belgien ist jetzt schon in der Lage, in der England gern Deutschland sehen möchte: es hat im Kriegsfall England gegenüber nur die Wahl zwischen Unterwerfung und Hungertod. Das weiß in Belgien, das seit 4 Jahren von den Angelsachsen versorgt wird, jedes Kind. Es wäre lächerlich unter diesen Umständen von einer belgischen Neutralität überhaupt zu sprechen. Diese wäre nur dann möglich, wenn Belgien durch die Mittelmächte Brotgetreide erhalten könnte. Bei dem riesigen Bedarf dieses kleinen Landes sind diese aber nicht einmal imstande Belgien für

einen Monat mit Brot zu versorgen. Nur wenn hinter den Mittelmächten Osteuropa steht, könnte Belgien daran denken auch England gegenüber neutral zu bleiben. Jedes Volk wird ja das Schwerste auf sich nehmen, ehe es sich selbst zum Hungertod verurteilt. Deshalb kann, solange Mittel- und Osteuropa nicht geeinigt sind, Belgien nur ein englisches Glacis sein. Daran kann kein Friedensvertrag etwas ändern. Deutschland allein kann Belgien wohl besetzen, aber dessen Bevölkerung nicht 4 Wochen lang ernähren. Das wird die Belgier stets bestimmen mit dem Mut der Verzweiflung gegen Deutschland zu kämpfen, damit sie von den Angelsachsen Brot erhalten. Dieser Sachverhalt verdient die gründlichste Beachtung, sowohl seitens unserer Liberalen, die die Westfragen ohne Beziehung zu den Ostfragen behandeln und Belgien als englische Domäne wiederherstellen wollen, als auch seitens der Alldeutschen, die es behalten wollen, um England zu treffen. Insbesondere muß den alldeutschen Politikern (deren Ansicht, daß ein wiederhergestelltes Belgien inmitten verfeindeter Kontinentalstaaten lediglich ein angelsächsisches Aufmarschgebiet darstellen würde, durchaus zutreffend ist) gesagt werden, daß man im Frieden nicht die Oberherrschaft über ein Land ausüben und es im Krieg ohne Brot lassen kann. Woher soll Deutschland, das im Frieden selbst 11,8 Millionen Doppelzentner ausländisches Brotgetreide braucht, während des Krieges die 14,6 Millionen Doppelzentner Roggen und Weizen nehmen, die alljährlich nach Belgien geschafft werden müssen, wenn das Land nicht bei längerer Dauer des Krieges zu einem Leichenfeld werden soll?

Die Lösung des belgischen Problems in einer die Sicherheit Deutschlands verbürgenden Weise ist dennoch möglich. Nur darf man dabei nicht durch eine englische Suggestion, der bei uns die Rechte wie die Linke unterliegen, vom Gesichtspunkt der Angelsachsen ausgehen. Belgien hört sofort auf eine englische Angelegenheit zu sein, sobald man die Verfeindung der Kontinentalstaaten, ihre Trennung in zwei sich streitende Gruppen, nicht als unentrinnbares Verhängnis für Europa ansieht. Geht Osteuropa mit dem übrigen Kontinentaleuropa Hand in Hand, so ist das Problem der belgischen Versorgung, wie die eingangs wiedergegebene Tabelle zeigt, gelöst. Belgien erlangte erst dann die Freiheit neutral zu bleiben, weil diese Neutralität dann nicht mehr den Hungertod für das Land bedeutete. Aber Belgien wird sich für die Neutralität nur dann entscheiden, wenn sie zugleich für Frankreich gilt. Darüber sollte sich niemand bei uns täuschen. So führt uns die belgische Frage zur deutsch-französischen Verständigung zurück.



UCH die belgische Frage ist, wie wir sehen, als ein kontinental-europäisches (nicht ein englisches) Problem zu betrachten, und zwar ein Problem der deutsch-französischen wie der deutsch-russischen Verständigung. Diese wiederum ist nur durch eine konsequente Orientierung unserer Politik nach G e s a m t r u s s l a n d, durch eine entschlossene Preisgabe der Bethmann-Kühlmannschen Randstaatenpolitik zu erreichen.

Je weiter der Krieg fortschreitet, um so offener wird es für jeden, der außenpolitisch denken kann, daß die auswärtige Politik jener beiden Staatsmänner in eine Sackgasse geführt hat. Kurzsichtige Publizisten und Parteihauptlinge, wie sie bei uns dominieren, mögen an der Bethmann-Kühlmannschen Orientierung festhalten und eine kontinentaleuropäische Verständigung

als *Utopie* ansehen. Wir dagegen betrachten sie als dringendste Notwendigkeit und als einzig gegebene Möglichkeit für den wirtschaftlichen Wiederaufbau Kontinentaleuropas. Alle Völkergegensätze des Kontinents können uns nicht darin irremachen, daß das wirtschaftliche Angewiesensein auf einander, daß die Fortschritte der europäischen Wissenschaft, Technik und Volksbildung auch das Gefühl europäischer Gemeinbürgerschaft erzeugen und immer stärker werden lassen müssen. Es ist die große Kraft der Zukunft, die, wenn wir sie, 100 Jahre nachdem der Einiger Europas, nachdem Napoléon von den Briten nach Sankt Helena geschafft wurde, zu nutzen verstehen, endlich über die angelsächsische Politik, die den Kontinent für ewige Zeiten in zwei feindliche Heerlager spalten möchte, den Sieg davontragen wird.

Wir verlangen deshalb von der deutschen Politik, daß sie sich von der angelsächsischen Hypnose freimacht, daß sie kontinentaleuropäisch denken lernt und jetzt mit Energie die hier gewiesenen Wege der deutsch-russischen und der deutsch-französischen Verständigung geht, anstatt dem Trugbild eines angelsächsisch-deutschen Ausgleichs auf Kosten Europas nachzujagen.

MAX SCHIPPEL · TYPISCHE KLASSENKÄMPFE DER SIEDELUNGSKOLONISATION

FNTSPRINGEN dem kolonialen Boden, auf dem leistungsschwache eingeborene und übermächtige fremdbürtige Wirtschaftskultur sich kreuzen, anpassen und verdrängen, vollkommen neue Klassegebilde und damit auch Klassegegensätze? Oder leben lediglich die alten Klassen, die wir aus unserer modernen europäischen Umwelt kennen, nur umgebildet und mit besonderen Eigenheiten ausgestattet, von neuem auf, wenn die moderne kapitalistische Wirtschaftsordnung, bald in dunklem Natur- und Wachstumstrieb bald in bewußter Überlegung und klarem Zielstreben mehr und mehr dazu übergeht Seiten- und Erneuerungssprosse in jüngerem Erdreich einzuschlagen und zur Deckung des eigenen produktiven und persönlichen Bedarfs sich fernen Produktionszonen und damit auch immer fremderen Völkerschaften und immer entlegeneren Gesellschaftsstufen schöpferisch zuzuwenden?

Den bürgerlichen Kennern der Kolonialgeschichte und Kolonialgegenwart liegt naturgemäß diese ganze marxistische Art der Fragestellung im allgemeinen fern. Andererseits, was in der sozialistischen Literatur bisher als kolonialpolitischer Marxismus umging (ich habe es hier in den Sozialistischen Monatsheften in seinen geistigen Ausstrahlungen seit langen Jahren als *Edelmarxismus* regelmäßig den Lesern vorgeführt und nach Gebühr gewürdigt), war in der freien Beweglichkeit der *antikapitalistischen* Erfindungsgabe und Geschichtsklitterung und in der entsprechend phantastischen Kritik niemals durch irgendwelche sachliche Kenntnis des behandelten Gegenstands beschwert und behindert. An allzu viele brauchbare Vorarbeiten ist hier also nach keiner Seite anzuknüpfen. Trotzdem lassen sich manche besonders häufig wiederkehrende Grundzüge der hier ins Auge gefaßten Entwicklungsvorgänge ohne allzu große Mühe und Unsicherheit genügend herausarbeiten.

Heute sei die Betrachtung zunächst der Siedelungskolonisation gewidmet. Aber selbst für diese sei der in erster Linie grundlegende Interessengegensatz vorläufig beiseite gelassen: nämlich jener des erstmals vorstoßenden Europäertums, der von außen her zwecksetzenden abendländischen Wirtschaftsordnung gegen die betroffenen Eingeborenen und ihre Landbesitzordnung. Dieser fundamentalste Gegensatz taucht bei der Tropenkolonisation nochmals auf, allerdings stark verändert und im großen und ganzen wesentlich abgeschwächt, und wird besser bei deren Erörterung einheitlich in seinen verschiedenen Wandlungen verfolgt.

Aber auch wenn die unumgänglichste aller kolonialwirtschaftlichen Vorfragen bereits ausgeschieden ist: die Auseinandersetzung mit den überlieferten Vorbesitzern des Grund und Bodens, der dem höhern oder dem erstmaligen Anbau oder überhaupt einer ertragreichern Ausnutzung (dem Weidebetrieb, dem Holzschlag, der Mineralgewinnung) unterworfen werden soll, so erzeugt das Fortschreiten der siedelungskolonialen Erderschließung weiter eine Fülle von sozialen Konflikten, die von den altweltlichen Erfahrungen stark abweichen.



VOR allem gehen die kolonialen Kämpfe zwischen monopolistischem Großgrundbesitz und mehr bäuerlichem Landwirtschaftsbetrieb meist ihren eigenen Weg. Sie scheiden sogar vielfach eine ganze, anfänglich rohere Stufe der Siedelungskolonisation von einem spätern Reifezustand und zwar in der Richtung der Zurückdrängung und Überwindung des Großbesitzes. Der Großbesitz und Großbetrieb ist hier meist nur die vergängliche Form der ursprünglichsten, rohextensiven Landergreifung, ähnlich wie politisch die äußerliche Schutzgebietserklärung und Grenzabsteckung nur eine langwierige, aber innerlich viel bedeutungsvollere Entwicklung der wirklichen staatlich-rechtlichen Angliederung und Verwaltung einleitet. Die spätere mehr bäuerliche Periode stellt die höhere, nur allmählich mit wachsender Einwanderung und Bevölkerungszahl zu erreichende intensivere wirtschaftliche Bodenbeherrschung dar.

In den weiten Erdstrichen der ehemals spanischen Kolonisation ist diese Beobachtung vielleicht am besten und ausgedehntesten vorzunehmen. Die spanische Kolonisation mit dem sie und ihre Geburtszeit kennzeichnenden abnormen Edelmetallhunger, ihrer Metallomanie, verschwendete die obernd aufgebrochenen Ländereien überall in ungeheuren Strecken an jederzeit bevorzugte Feudalherren und religiöse Organisationen (Kirche, Orden) und an mehr zufällige Günstlinge und Glückspilze, mitunter recht abenteuereicher Art. Gleichermäßen an die vererbten heimischen Gewohnheiten wie an die natürliche Ausstattung der neuentdeckten Kolonialwelt anknüpfend, hatte sich im ganzen festländischen spanischen Amerika, vom äußersten Ende Patagoniens bis hinauf nach Californien und dem anschließenden (zwischen Spanien, England, Rußland und den Vereinigten Staaten langezeit strittigen) Nordwesten, jene fast arbeitslose Haltung und Verwertung ganz und halb wilder Viehherden ausgebreitet, die für den Weltmarkt und den europäischen Bedarf bestenfalls die Häute und den Talg, die Hörner und Klauen halbwegs erschloß. Diese kirchliche und weltliche Wirtschaftsweise, die erste Überspannung kaum entschleierter Erdstriche mit

einem weitestmaschigen Netze von oberflächlichen, das Antlitz der Erde allerdings auffällig umgestaltenden Niederlassungen, konnte ziemlich ungestört fortbestehen und mit einer gewissen Folgerichtigkeit unausgesetzt territorial sich erweitern, solange die Umwelt bis auf wenige Rothäute einer menschenleeren Einöde glich. Ihr Ende rückte näher, je mehr der große weiße Einwandererstrom, der von Europa ausging, seine Ausläufer bis in fühlbare Nähe erstreckte, je mehr er vollends den bisherigen Wildweidebezirken selber mit anschwellender Kraft sich zukehrte. Der Klassenkampf der Neusiedlermassen, in Nordamerika mehr von angelsächsischer und germanischer, in Südamerika überwiegend von romanischer Abkunft, mußte von diesem Augenblick ab ausbrechen gegen die zweite, bereits nicht mehr *eingeborene* Schicht der Vorbesitzer: seitens der eigentlichen endgültigen *Kolonisten* gegen die in einem gewissen wirtschaftsgeschichtlichen Sinn *Kolonisten Vorläufer* der Kolonisation, deren wirtschaftliche und politische Vorherrschaft allerdings in langsam sich öffnenden und womöglich künstlich abgesperrten Erdteilen leicht nach Menschenaltern und sogar nach Jahrhunderten sich bemessen konnte. Dieser Klassenkampf mußte sich beleben und verschärfen, je stärkere Wellen des europäischen Auswandererstroms gegen die sich selber überlebende Bodenbenutzung und Grundeigentumsordnung heranrollten und über die noch so sorgsam gehüteten Dämme des altehrwürdigen Missions- und Ranchobetriebs zersetzend und vernichtend herüberschlugen. Argentinien, das erst verhältnismäßig spät ein lockendes großes Einwanderungsziel abgab und das noch bis zum Ende der sechziger Jahre auf den auswärtigen Bezug von Mehl angewiesen blieb, spürt erst in der Gegenwart die Unyermeidlichkeit dieser spezifisch kolonialen Landreform. Auf dem Gegenende finden wir die ehemals spanischen, heute vereinsstaatlichen Zwischenländer, von Californien bis hinüber nach Texas, frühzeitiger schon als Staaten mit modernerer Umgebung und Durchsetzung und vor allem als Mündungsgebiete machtvollerer Einwanderung: und dementsprechend zu frühzeitigeren Umwälzungen des Bodeneigentums gezwungen, aber dabei in sich nochmals deutlich erkennbar abgestuft je nach der wechselnden Wirksamkeit der erwähnten Ansporne zur innern sozialen Neugestaltung.

Californien schoß dabei zunächst wohl den Vogel ab. Die erste stärkere angelsächsische Einwanderung, kurz vor den Goldfunden einsetzend, sah sich hier überall durch die Latifundien und Großbranchos gefesselt. Zum Teil verstand sie es allerdings sich die spanische Landverschleuderungspolitik zunutze zu machen, und erschlich unter allerlei Listen und Täuschungen nach Möglichkeit stattliche Landtitel und grants für sich selber: am unentbehrlichen Bekennermut zum Katholizismus fehlte es diesen Trappern, Walfischfängern, Seehundsjägern und Goldsuchern selten, und im Notfall gab sich ein gutgläubiger Irländer als Strohmann her. Der größere Teil achtete jedoch die spanischen Privatansprüche, Amtsuniformen und Geistlichengewänder genau so wenig wie es dereinst Bukanier und Flibustier getan hatten und fiel genau so bedenkenlos wie diese Vorgänger und Vorbilder als Squatter in den Bereich der spanischen Besitzungen ein, genügend der Hilflosigkeit der örtlichen spanischen Verwaltung sowie des entschlossenen Beistands aller Miteindringlinge sicher. Nach dem Heranfluten der Goldgräberscharen gewann dieser stille Selbsthilfekrieg rasch seine offene politische Zuspitzung.

Der amerikanisch-mexicanische Abtretungsvertrag hatte zwar die Wahrung aller rechtsgültigen früheren Landschenkungen versprochen. Aber die feierlichsten spanischen Amtsschnörkel hatten häufig eine wahre Lotterwirtschaft gedeckt: sorglose Doppelbewilligungen, ganz ungenügende Flächenausdehnungs- und Grenzbestimmungen¹⁾, so daß die neuen amerikanischen Behörden selbst beim besten Willen auf manchen gordischen Knoten gestoßen sein würden. Die Hinterwäldler und Einwanderer im fernsten Westen liebten jedoch auch sonst den Gewaltgebrauch bei ihren Klassenkämpfen. Den Squatters, die, obwohl zweifellos auf fremdem Besitz, von den verflossenen spanischen Exzellenzen wohl oder übel geduldet worden waren, erkannte man ohne weiteres die Rechtswahrscheinlichkeit (the color of right) und binnen kurzem ein gefestigtes anerkanntes Recht zu. Von den eingesessenen (native!) Californiern wurden mit einemmal Nachweisführungen verlangt, denen sie nur in Ausnahmefällen nachzukommen vermochten, weil sie niemals Anlaß gesehen hatten sich auf solche künftige hochnotpeinliche Feuerproben vorzubereiten. Rechtsanwälte und Gerichte kosteten ein Vermögen, und selbst die Reichsten der ehemaligen Naturalwirtschaft waren bei ihrer Trennung vom Markt arm an Geld geblieben und mußten plötzlich weite Landstrecken zu einem lächerlichen Spottpreis losschlagen, wenn sie die ihnen wider ihren Willen auferlegten Prozesse nicht von vornherein preisgeben beabsichtigten. Ein Gesetzentwurf des Senators Gwin wollte alle bis zum 3. März 1851 bewirkten Squatterniederlassungen glattweg als unumstößlich behandelt sehen; wurde schließlich ein vorangegangener mexicanischer Landgrant förmlich gerichtlich nachgewiesen, so sollte es genügen dem Altcalifornier ein gleichgroßes Landstück wie das durch den Squatter entzogene irgendwo, also ohne Rücksicht auf den einheitlichen Zusammenhang seiner Gesamtwirtschaft, zur Verfügung zu stellen. Auch bei einem nachweislich unrechtmäßigen Squatterbesitz sollte der Altcalifornier die von dem Eindringling gemachten Aufwendungen (für Verbesserungen also, die unter Umständen dem ganz anders interessierten Ranchoeigner offenkundige Schäden gebracht haben konnten) nach dem gerichtlich geschätzten Wert entschädigen müssen. Nicht alle solchen Anschläge des Klassenhasses erlangten Gesetzeskraft, teils durch die Erklärung ihrer Verfassungswidrigkeit seitens der Gerichte teils durch Einmischung der vertraglich und politisch nicht so ungebundenen Washingtoner Zentralregierung und ihrer Beauftragten. Dennoch bildete dies alles eine Götterdämmerung für die Spitzen der zusammenbrechenden halbfeudalen Gesellschaftsordnung. Die einst berühmtesten und bekanntesten Namen der alten spanischen Großbesitzfamilien gerieten rasch in Vergessenheit, wie ihre Träger in Vermögensverfall. Dafür stiegen in mindestens gleichem Maß die Sterne der Spekulanten und Lawyers von San Francisco. Immerhin, große Ländermassen verloren erstmals ihre Unbeweglichkeit und Unteilbarkeit: wie weit auf die Dauer zum wirklichen Vorteil der Farmersiedelung, ist freilich eine Streitfrage für sich. Nicht immer erreichen ja Klassenkämpfe das Ziel, das ihnen vorschwebte, und nicht immer sind ihre Kerntruppen ihre Nutznießer.²⁾

¹⁾ Über die spanischen land grants sehr gute, mit Aktenstücken belegte Mitteilungen bei Donaldson *The Public Domain* /Washington 1884/, Seite 378 ff. Die Rechtschicksale eines großen land grant dargestellt im Elkinskapitel bei Myers *Geschichte der großen amerikanischen Vermögen* II /Berlin 1916/, Seite 627 ff.

²⁾ Siehe Hittell *A History of the City of San Francisco* /San Francisco 1878/, Seite 178 ff.

In Neumexico, in Arizona, in Colorado wiederholte sich jedesmal der gleiche Anlauf der angelsächsischen Farm- und Bergwerkskolonisation gegen die drückenden spanisch-mexicanischen Landgrants, und zahlreiche Rechtsstreite, die daraus hervorgingen, sind bis zur Gegenwart noch nicht zum letztentscheidenden Abschluß gediehen und haben findigen politischen Schiefern und berufsmäßigen Rechtsverdunklern eine schwindelnde Gewinnlaufbahn ermöglicht.)

Jedoch auch in der Sozialgeschichte der heutigen englischen Siedlungskolonien stoßen wir auf kräftige, mitunter gewalttätige Massenauflehnungen gegen eine, aus den Anfängen rohesten Kolonialaufbruchs vererbte Landverschleuderung, die der allmählich nachrückenden Schicht ernsthafter Siedler, überwiegend bäuerlichen Charakters, später als unerträgliche Landverschließung und Absperrung vom kolonialen Gemeinland erscheinen mußte.

So hatte das ältere Canada, etwa bis zu den Großen Seen sich erstreckend, aus erster französischer und alsdann englischer Herrschaftszeit eine üble Erbschaft schwer zu tragen. Als Lord Durham gegen den Ausgang der dreißiger Jahre die bis zum Aufstand gesteigerte Unzufriedenheit zu stillen berufen wurde, fand er in Unter- und Obercanada, an heutigen Verhältnissen und Vorstellungen gemessen, kaum irgendwelche Bevölkerung vor, aber fast das ganze Land vergeben an die Kirchen, die übergewanderten Loyalisten aus der Zeit des englisch-amerikanischen Bürgerkriegs, an soldatische Freiwillige und militärische und zivile Günstlinge. In Obercanada war nur ein Siebzehntel des einst unendlichen Kronlands noch frei, aber von den 16 überwiesenen und rechtlich privateigentümlichen Teilen war nur ein Zehntel von wirklichen Siedlern, also wirtschaftlich besetzt, während die Einwanderung stockte, weil es an Land in geeigneter Lage auf das bitterste mangelte. Daß die Clergy Reserves und ähnliche Schenkungen nicht in großen zusammenhängenden Massen bei einander sondern überall zwischen andere Ländereien eingestreut lagen, verschlimmerte den unendlich gewordenen Zustand nur:

»Dieses Verfahren über die öffentlichen Ländereien zu verfügen hat für den Fortschritt und Wohlstand die schlimmsten Wirkungen nach sich gezogen. . . Die Ansiedler sind von einander durch Strecken in Eigentum übergegangenen, aber unbesetzten Landes, bald Kirchen- und Staats- bald individuelles Eigentum, getrennt; sie sind dadurch Verhältnissen unterstellt, die ihnen die Schaffung und Erhaltung der Vorbedingungen von Zivilisation und Wohlstand unmöglich machen. Ihre Zahl ist zu gering, ihre örtliche Anordnung zu zersplittert, um ihnen die Pflege von Schulen, Kirchen, Märkten oder Postanstalten zu erlauben. Sie können Straßen weder anlegen noch in Gang halten. Das Erzeugnis ihrer Farmen ist unter den so entstandenen Verhältnissen klein nach der Menge und wenig wertvoll infolge der schwierigen und kostspieligen Marktverbindung. Es lohnt das Geld nicht, das sie für den Erwerb und die Hebung des von ihnen besetzten Landes ausgeben. . . Für Personen, die solchen Verhältnissen gegenüberstehen, bleibt daher nur ein Ausweg: ganz und gar und sofort ihre Farm aufzugeben, sie um jeden augenblicklichen Preis loszuschlagen oder sie so lange brachliegen zu lassen, bis ein erträglicher Preis erhältlich ist.«^{*)}

Nur der Übergang zur vereinsstaatlichen Heimstättenpolitik und vor allem

^{*)} Die 1880 noch umfochtenen land grants für Californien, Neumexico und Colorado bei Donaldson, anr. erwähnten Ort, Seite 381 und 407.

^{†)} Siehe den Buller-Wakefeldschen Bericht über Public Lands and Emigration bei Durham Report on the Affairs of British North America, herausgegeben von Lucas, III /London 1912/, Seite 84 ff.; das wörtliche Zitat Seite 67.

die raschere Aufschließung der jüngeren Provinzen und die sorgsamere Behandlung ihrer neuen öffentlichen Landschätze hat Canada vor dem hier angekündigten Siedlungsstillstand bewahrt.

Geteilter und schwankender waren von jeher die Klasseninteressen der Farmer gegenüber den gleichfalls hierhergehörigen Landschenkungen an das Eisenbahnprivatkapital. Der moderne Kolonialfarmer arbeitet von Anbeginn an für den Fernabsatz, weil ihm eine verbrauchs-kräftige Umgebung zunächst vollkommen fehlt. Das Verkehrsmittel ist ihm deshalb in außerordentlichem Maß Lebensbedürfnis; wie die Krähe dem Pflug folgt er meist erst den Schienengeleisen, die ihn mit den unentbehrlichen Zufuhr- und Absatzmärkten verbinden. So weit hat der Kolonialfarmer jeden Bahnbau begrüßt und sich wenig um die Auswüchse der kolonialstaatlichen Subventionspolitik gesorgt. Die geringe Dichte des kolonialen Verkehrsnetzes hat jedoch die monopolartige Stellung der Bahngesellschaften und die Abhängigkeit der Farmer maßlos gesteigert. Bei den sich entspinrenden Agitationen, Wahlkämpfen und Gesetzgebungsanläufen haben alsdann die railroad grants, die der Besiedelung entzogen seien, gewöhnlich keine geringe Rolle beansprucht: gegenüber der canadischen Pacificbahn nicht minder als gegen die vereinsstaatlichen Überlandbahnen und ihre Freudensgefährten.⁵⁾



ON andern Zuschnitt, obwohl in manchen Grundzügen wesensverwandt, ist der Kampf zwischen kapitalistischen Viehzüchtern und mittelbesitzenden Ackerbauern, wie er sich in den allerletzten Jahrzehnten wegen der Grasungsgebiete des Nordwestens der Vereinigten Staaten und seit noch viel längerer Zeit gegen die großen Schafherdenhalter Australiens (pastoralists, squatters in dem in Australien üblichen Wortsinn) entfaltete: in langjähriger Erregung nicht nur der Nächstbeteiligten sondern der ganzen öffentlichen Meinung, zeitweilig unter heftigstem Aufeinanderprall und Gewaltgebrauch, zuletzt immer unter weitgehender Inanspruchnahme der Gesetzgebung und der vollstreckenden Behörden. Die Gärung in der Steppengrenze der Vereinigten Staaten, von der texanischen bis zur canadischen Grenze, hat sich verhältnismäßig rasch wieder beruhigt. Von der australischen Squatterfrage kann man sagen, daß sie der ganzen australischen Politik seit Anbeginn bis zur Gegenwart ihr unverlierbares Gepräge aufgedrückt hat und daß sie zeitweilig immer von neuem als die beherrschende sozialwirtschaftliche Tagesfrage im Vordergrund stand.

Auch hierbei sind alle entscheidenden Faktoren durchaus kolonialer Art. In beiden jungweltlichen Weidegebieten handelt es sich um Landstriche von einer Ausdehnung, wie sie selbst von einer Verbindung mehrerer europäischer Großstaaten noch nicht erreicht wird, und wie sie nur in erst sich erschließenden Erdteilen dem agrarischen Unternehmungstrieb als Unterlage sich darbieten kann. Es ist ferner schon die modern koloniale Freistellung von Gemeinland (Kronland, public domain), in der die wiesenschlächtige Entwicklung, sowohl der riesigen Herdenhaltungen wie des Farmsiedelungsbegehrens, wurzelt; es ist sogar ein Übermaß der Freistellung nach der einen

⁵⁾ Eine reiche Statistik der Bundes- und einzelstaatlichen Landschenkungen an Eisenbahnen bei Donaldson, am erwähnten Ort, Seite 753 ff.

Seite, das nach längerem achtlosen Gewährenlassen zur Beeinträchtigung der andern Seite führt. Auch die erwachsende Gegenbewegung ruht noch sehr wenig auf autochthoner Entwicklung jener überseeischen Staatsgebilde, auf dem Wachstum der Bevölkerung aus eigener Kraft und dem dadurch geweckten Landhunger: ohne den starken Anstoß, den die europäische Einwanderung unmittelbar und mittelbar nach sich zog, hätte sich weder in dem *dürren Gürtel* längs des ganzen amerikanischen Felsengebirges von Arizona und Colorado bis nach Wyoming und Montana, noch im Innern Australiens das Farmerelement (mit Unterstützung der Arbeiterklasse) so nachhaltig gerührt, daß die entgegenstehenden Klasseninteressen des Latifundien- und Großlandbesitzes mehr und mehr zurückweichen mußten.

Die nordamerikanischen Steppenherden gehörten überwiegend schwerreichen Einzelunternehmern oder kapitalistischen Gesellschaften. Die als Weide benutzten riesenhaften Landflächen (nach Donaldson mehr als 300 Millionen Acres) blieben jedoch öffentliches Land, mit Ausnahme der Wasserläufe und Quellen, von denen aus die Züchter alles Hinterland auch ohne Rechtstitel fest in den Händen hielten. Solange die angrenzenden Staaten und die Weidezonen selber menschenleer blieben, brauchte man sich über diese Landusurpation kein besonderes Kopfzerbrechen zu machen. Die Reibungen konnten aber nicht ausbleiben, sobald die ersten stärkeren Farmertrupps auf der Bildfläche erschienen und überall die Eingangstore zum ersehnten Neulanderwerb tatsächlich verrammelt sahen. Die Rindviehkönige (cattle kings) waren sogar zu massenhaften rechtswidrigen Einzäunungen übergegangen und gebärdeten sich als unantastbare Eigentümer des Landes.

»Die zu stock associations verbundenen Züchter erkannten gegenseitig ihren Besitzstand an, wiesen etwa entstehende Schwierigkeiten vor das Schiedsgericht der Genossenschaft und gestatteten sich gegenseitig den Durchtrieb [der wegen der Bahnviehtransporte schon nötig war] an bestimmten überwachten Stellen. Einige Territorien legitimierten diese possessory rights als ausschließliche, teils ausdrücklich teils indirekt dadurch, daß sie dieselben mit Steuern belegten. Kurz, es hatte den Anschein, als sollte hier mit der Zeit aus der faktischen, wenn auch bewußt rechtswidrigen Nutzung ein Eigentumsrecht entstehen. . . . Nach den viel zu niedrigen Angaben des General Land Office waren Mitte der achtziger Jahre 4,4 Millionen Acres öffentlichen Landes »ohne einen Schatten von Recht« mit Fenzen umgeben.«⁹⁾

Reichlich ein Jahrzehnt hindurch führten die Pionierfarmer einen stillen Bürgerkrieg gegen dieses Landräubertum, oft bis zu blutig wildwestlichen Kämpfen gegen Cowboytrupps um die Niederreißung der Drahtzäune, um die Besetzung von Tränkstellen und Fließen. Der Kongreß beschäftigte sich notgedrungen schließlich mit der Angelegenheit, trieb zu Enqueten und Schutzmaßnahmen und bevollmächtigte den Präsidenten »Maßregeln zu ergreifen, die notwendig wären jene Einzäunungen zu zerstören, und Zivil- und Militärgewalt zu dem Zweck zu verwenden«. Allmählich wich diese einflußreiche, aber notwendig vergängliche Weidewirtschaft vor den Dauersiedlern nach neuen entlegeneren Randgebieten der nordamerikanischen Wirtschaftskultur, mehr und mehr nach dem canadischen Westen aus. Die Cowboyzone engt sich, nach zeitweiliger rascher Zunahme, wieder mehr und mehr ein. Der Hirt ist noch immer dem Ackerbauer unterlegen.

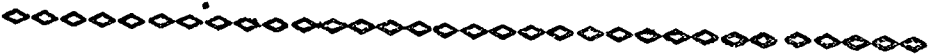
⁹⁾ Siehe Sering Die landwirtschaftliche Konkurrenz Nordamerikas (Leipzig 1887), Seite 683. Übrigens haben wir kolonialgeschichtslosen Deutschen bekanntlich in Südwestafrika auch bereits eine recht-anscheinliche erste Landesverchleuderung, zum Nachteil der wirklichen Besiedelung, durchgemacht: Siehe Gerstenhauer Die Landfrage in Südwestafrika (Berlin 1908) und verschiedene Denkschriften für den Reichstag.

Die ähnliche, aber zeitlich viel ausgedehntere und politisch viel wechselreichere, selbst in der Gegenwart noch lange nicht beendete Geschichte des Squattertums kann man in jeder Darstellung der australischen Entwicklung nachlesen. Schon in der Zeit der Erschütterung und des Falls der Sträf- lingskolonisation war der Pastoralist, der nur an Lohnarbeit gefesselte Kräfte brauchte, der Gegenfüßler der eigentlichen Erschließungspolitik, die den freien Gemeinboden möglichst umfassend mit Siedlern ausstatten und umgekehrt natürlich möglichst jeden Auswanderer zum freien Bodenbesteller erheben wollte. Nachdem in zähem Ringen die Küstenstriche von den viel- tausendköpfigen Schafherden gesäubert waren (man kennt in Australien Herden bis zu 400 000 Stück), entbrannte das gleiche Ringen um jeden neuen Siedlungslandgürtel im Innern. Ansehnliche Erfolge sind dabei erzielt worden, aber das Reich der sozialen Wunder hat seine Vergangenheit nie- mals ganz abzuschütteln vermocht und kennt neben seinem, rein territorial ganz gewaltigen Freiland zugleich eine außergewöhnliche Ausdehnung des privaten Bodenmonopols und Großlandbesitzes, zum Teil in bester Lage und Beschaffenheit, so daß dieser jüngste koloniale Erdteil heute in allen seinen Staaten von lautesten *closer settlement*-Agitationen widerhallt und entsprechende Gesetze erstehen sieht: weitgehende Vollmachten für die Re- gierung Großbesitz aufzukaufen, unter Umständen zwangsweise zu ent- eignen, und in Farmergruppensiedelungen wieder aufleben zu lassen. (Auch die berühmten land taxes, auf die unsere amerikanischen und europäischen, kontinentalen wie englischen, Anhänger der Bodenreform und Wertzuwachs- besteuerung so gern hinweisen, kehren in den australischen Einzelstaaten, in erster Linie in Neuseeland, eine ihrer fühlbarsten Spitzen stets gegen dieses Überwuchern des wenig produktiven oder ganz unproduktiven Landgroß- besitzes, dessen Zerstückelung (breaking up) sie erstreben.)

Als ob es sich um südamerikanische Republiken handelte, die jahrhunderte- lang spanischer Mißwirtschaft ausgesetzt waren. Denn Argentinien, Uruguay, Brasilien helfen sich vielfach in ähnlicher Weise, um das Joch der spani- schen Vergangenheit wirtschaftlich-wirklich abzuschütteln und gleichfalls zu einer stärkern Einwanderung als bisher zu gelangen.

DABEI verliert sich aber, wie gesagt, der eigenartig koloniale Grundcharakter aller dieser Landreformkämpfe nicht. Wir stoßen hier auf Klassenkämpfe um die Landeigentumsordnung, aber jedesmal um eine Landeigentumsordnung, wie sie, so oder so, nur unter kolonialen Voraussetzungen denkbar ist. Denn immer war der jungfräuliche Boden aller dieser neuen Welten wohl unter Umständen bereits rechtlich besetzt, appropriated, dem Privateigentum unterstellt, aber er war in Wirklichkeit sehr wenig der europäischen Produk- tionsordnung unterworfen, wirtschaftlich erschlossen, angebaut. Und seine weitaus zahlreichsten Siedler zieht er nach wie vor nicht aus dem eigenen Gemeinwesen heran sondern aus europäischer Ferne.

Noch immer handelt es sich hier, mit Marx zu reden, im wesentlichen um wirkliche überseeische Kolonisation, wenn auch mit gewissen Übergangs- beimischungen: um jungfräulichen Boden, der seiner wirklichen Erschließung durch freie Einwanderer harret.





HERMANN ESSIG · DIE LETZTEN SÄTZE, KURZ VOR DEM TOD · MITGETEILT VON ANNA ESSIG



ANNE, jetzt ist der Weg frei.

Das Kind ist mit dem Herzen des Vaters verwachsen.

Wenn ich von meinem Lager aufstehe, dann werde ich Maler.
Da werde ich die Straßen der Städte malen, die Straßen, die
zur Hölle führen. Um das bißchen Poesie kümmert sich niemand mehr.

Änne, du solltest immer bei mir sein, wie mein guter Engel. Früh, wenn
ich aufstehe, da sollte ich dein liebes Gesichtel sehen, da wäre ich zufrieden.

Das ist das große Weltbeben, das muß sich doch alles ganz auflösen.

Ach Gott, Änne, jetzt kommt das Allergrandioseste, was es gibt. Du mußt
bloß genau auf die Worte horchen, die ich rede.

Wer bei so einer Ausschubung den andern reinschiebt. Die Hauptsache ist
bloß, daß wir uns nicht rausschieben lassen.

Wir müssen endlich merken, was Dichtung ist und Poesie und Liebe.

Laß doch die Hand fort. Ich will sprechen. Die Menschen müssen wissen,
wie sie große Sachen tragen.

Das ist ja das, was ich dir sagte. Die wissen gewiß, wie eine Maschine ein-
geteilt ist. Meine Maschine geht. Die ging so fein und geschmiert. Und
den anderen ihre funktionierte gar nicht. Die wissen eben nicht, wie eine
Maschine eingerichtet ist.

Ich gehe im Garten, die Gewichte an der Hand, die müßtep aufgeschrieben
werden. Zieh mal hoch.

Ich weiß gar nicht, was du willst, wir gehören ja doch zusammen.

Es wird doch nicht für mich eine Beerdigung zugerichtet? Das wäre ja hirnverrückt, das wäre doch bohnenstrohig.

Das Land hier oben ist doch alle, das ist doch klar, und darum hat es auch keinen Zweck das Land weiter zur Benutzung abzugeben.

An den Bewegungen des Puterums ist mir weiter nichts gelegen.

Ich seh gar nicht ein, warum ich essen soll. Es ist ja gar nichts mehr los.

Ich hab euch doch letztthin meine Krankheit dagelassen oben auf dem Dachboden.

Meine Blume läuft draußen im Garten, das ist doch ganz Poesie. Einmal trifft sie eine Blume, mit der sie schon früh auf der Straße zusammengetroffen ist, einmal eine, mit der sie am Kupefenster gesteckt hat, und einmal eine aus dem Schaufensterladen. Meine Blume hat viel Poesie.

[Der letzte Satz, den er sprach; am 20. Juni, abends 10 Uhr, sich zu seinem Bruder hin umwendend:] Hermann Essig ist ein bedeutender Mensch.

[Der letzte Satz, den er schrieb; am 20. Juni, abends 7 Uhr:] Ich will allmählich etwas erreichen.

ADOLF BEHNE · DIE EINHEIT DER RUSSISCHEN KUNST

DER wahre Verlauf der russischen Kunst ist nicht, wie ihn Eliasberg darstellt¹⁾, eine nationale Kunst bis 1700, eine klassizistische Kunst seit Peter dem Großen, einmündend in den europäischen Kunstbetrieb, der so als das letzte Schicksal der russischen Kunst erscheint; sondern eine starke lebendige Kunst bis zu der gewaltsamen Reformarbeit Peters des Großen, dann ein halb heimliches unterirdisches Weiterleben der alten Kunst als Volkskunst im engern (und eigentlichen schiefen) Sinn, und seit ungefähr 1900 ein Erwachen der alten ursprünglichen Kraft, das zunächst in 3 großen Künstlern: Wassilij Kandinskij, Marc Chagall und Alexander Archipenko, zu einer Revolutionierung der europäischen Kunst entscheidend beigetragen hat.

Ogleich sich in diesem Verlauf wichtige Einschnitte markieren, und trotz scheinbarer Wesensverschiedenheit der Teile, stellt dieser wahre Verlauf der russischen Kunst eine Einheit dar. Daß die ursprüngliche Kunst eine tiefgehende Schwächung mit dem 18. Jahrhundert erfuhr, infolge der westlichen Reformen, ist eine Erscheinung, die alle europäische Kunst ganz ähnlich, in einem frühern Zeitabschnitt, aufweist. Alle Länder Europas haben die Periode durchgemacht, in der die Kunst eine Sache der bevorrechteten Klassen wurde, ihre tiefsten Wurzeln verlor und ganz konsequent die Formen, fast möchte man sagen: die Uniform, jener Kultur annahm, in der wohl zuerst in Europa der Schritt zur Spaltung des Volkes in eine höhere Gesellschaft und eine tiefere amorphe Masse getan wurde: die Formen der italienischen Renaissance. Ich will an dieser Stelle auf einen Satz verweisen, der sich in Tolstojs noch immer unerkannter Schrift Was ist Kunst? findet:

¹⁾ Siehe Eliasberg Russische Kunst /München 1915/, Seite 1 ff. und 45 ff.

»Man konnte früher von einer Volkskunst, der der Hebräer, der Griechen und der Ägypter, reden, und jetzt kann man von der chinesischen, japanischen, indischen Kunst, die dem ganzen Volke gemein ist, sprechen. Solch eine, dem ganzen Volke gemeine Kunst gab es in Rußland vor Peter dem Großen und in den europäischen Gesellschaften bis zu dem 13. und 14. Jahrhundert.«²⁾

Das Wichtigere ist aber, daß in keinem andern Volk die ursprüngliche Kunst sich unter der Decke der offiziellen Säulenmonumente doch so kräftig und fruchtbar erhalten hat wie in Rußland, und daß zuerst in Rußland die Kunst der herrschenden Gesellschaft gefällt wurde. Es ist ganz und gar nicht richtig, wenn Eliasberg meint, die russische Volkskunst sei in unserer Zeit nur noch künstliche Fremden- und Ausfuhrindustrie.³⁾ Wenn man sich nur umsieht, so findet man Anzeichen genug, daß sie, was man von anderen Ländern Europas kaum behaupten könnte, bis in die allerletzte Zeit fruchtbar und reich geblieben ist. Und ich bin ganz überzeugt, daß ein liebevolles Suchen Dinge zutage fördern würde, die an Reinheit und Kraft alle Palais, Akademien und Ministerien in den Schatten stellten. Nicht nur Einzelheiten an Kleidung, Geräten, Schmuckstücken, ländlichen Holzschnitten würde man erhalten (Dinge, deren Köstlichkeit doch allein schon Eliasbergs Behauptung widerlegt) sondern umfassende große und unzersplitterte Schöpfungen der Kunst. Ich stütze mich hierbei auf eine schöne Stelle in Kandinskis Selbstbiographie⁴⁾, von der noch öfter Gebrauch gemacht werden wird, aus der hervorgeht, daß selbst dieser Russe, der sein Volk kennt und liebt, fast betroffen war, als er auf einer Reise in das Gouvernement Wologda die wahre Kunst des Volkes »auf ihrem richtigen Boden und in ihrer urwüchsigen Form zum ersten Mal sah«. Ich teile die Sätze hier mit: »Ich kam in Dörfer, wo plötzlich die ganze Bevölkerung von oben bis unten grau gekleidet war und gelblichgrüne Gesichter und Haare hatte oder plötzlich eine Buntheit der Trachten zeigte, die wie bunte lebende Bilder auf zwei Beinen herum liefen. Die großen, mit Schnitzwerk bedeckten Holzhäuser werde ich nie vergessen. In diesen Wunderhäusern habe ich eine Sache erlebt, die sich seitdem nicht wiederholt hat. Sie lehrten mich im Bilde mich zu bewegen, im Bilde zu leben. Ich weiß noch, wie ich zum ersten Mal in die Stube trat und vor dem unerwarteten Bilde an der Stelle stehen blieb. Der Tisch, die Bänke, der im russischen Bauernhause wichtige große Ofen, die Schränke und jeder Gegenstand waren mit bunten großzügigen Ornamenten bemalt. Auf den Wänden Volksbilder: ein Held in symbolischer Darstellung, eine Schlacht, ein gemaltes Volkslied. Die rote Ecke (rot ist altrussisch gleich schön) dicht und ganz mit gemalten und gedruckten Heiligenbildern bedeckt, davor eine kleine rotbrennende Hängelampe, die wie ein wissender, diskret leise sprechender, bescheidener, für und in sich lebender und stolzer Stern glühte und blühte. Als ich endlich ins Zimmer trat, fühlte ich mich von allen Seiten umgeben von der Malerei, in die ich also hineingegangen war.«

Andere Beweise liegen vor mir in einigen volkstümlichen Postkarten. Sind sie auch nur kleine Splitter, über deren Primitivität der europäische Käufer gelächelt haben mag, wo kommt Ähnliches heute noch zutage wie jene einfach-schöne Karte des russischen Soldaten mit Frau und Kind, die, so unscheinbar sie ist, dennoch einen Einblick in russisches Volksempfinden gewährt, der zu tief ist, als daß ihn kluge Leitartikel noch trüben könnten? Und schließlich denke ich an einige überraschende Arbeiten, die kriegsgefangene Russen in Zossen ausgeführt haben, an einen geschnitzten Wegweiser, der wie ein kleines, zartes Wunder in dieser Landschaft steht, und an ein Holztor an einer Waldschneise, von einer solch liebevollen Phantasie

²⁾ Siehe Tolstoj Sämtliche Werke, 1. Serie, X /Jena 1911/, Seite 97.

³⁾ Siehe Eliasberg, am erwähnten Ort, Seite 111.

⁴⁾ Siehe Kandinskialbum 1901 bis 1913 /Berlin 1913/, Seite XIV.

der Formen, daß sich der deutsche Betrachter kopfschüttelnd fragen mag, wer dieses überflüssige Tor mit den kobolzenden Hasen, den stillen Hirschen und dem friedlichen Jäger gefertigt habe.

Der überzeugendste Beweis aber, daß niemals die Volkskunst in Rußland verdorrt gewesen sein kann, ist die jüngste russische Kunst, deren Fehlen bei Eliasberg ein schwerer wissenschaftlicher Fehler ist. Keine noch so glatte Entwicklungssophistik wird die Kunst der Kandinskij, Chagall und Archipenko, denen David und Wladimir Burljuk, Werefkin, Jawlenskij, Larionow, Kulbin, Mogilewskij und Bechtejew anzuschließen sind (man orientiert sich über diese Künstler am besten aus dem *Blauen Reiter*), mit der Malerei in Zusammenhang bringen können, wie sie sich nach Simon Uschakow ausgeprägt hat. Ihr geistiger Zusammenhang aber mit der Kunst des Volkes liegt so offen zutage, daß er kaum noch eines Beweises bedarf. Wenigstens nicht für jemanden, der die Arbeiten Marc Chagalls kennt, besonders seine unvergleichlichen Zeichnungen. Sie sind für die Kenntnis der modernen Kunst überhaupt von allergrößter Bedeutung. Die Privatsammlung Walden macht ihre Schätze an Chagallzeichnungen den Besuchern der Kunstausstellung *Der Sturm* an jedem Montag- und Donnerstagnachmittag zugänglich, und eine Auswahl seiner Gemälde brachte kürzlich das erste der *Sturmbilderbücher*, das Marc Chagall gewidmet ist. Dieser Künstler, vielleicht der einfachste unserer Zeit, ist ein elementares Aufbrechen alter Gestaltungskraft aus der unerschöpflichen Kunst des russischen Volkes. Die alte Zarenpforte in der Johanniskirche zu Jaroslawl, ein Grabstein aus dem 17. Jahrhundert zu Tula³⁾ mögen als lose Hinweise für den Zusammenhang dienen.

In Kandinskij und Archipenko⁴⁾ den Zusammenhang mit der ursprünglichen russischen Volkskunst zu erkennen mag schwieriger scheinen. Aber dieser Schein trügt. Denn gerade Kandinskij, eine der entscheidenden Führerpersönlichkeiten in aller Kunst, lehrt uns durch seine Schriften, besser als irgendein anderer, das wahre Wesen der russischen Kunst erfassen. Diese Schriften sind das *Gedichtbuch Klänge*, mehrere Beiträge in dem gemeinsam mit seinem deutschen Freund Franz Marc herausgegebenen *Blauen Reiter*, das Buch *Das Geistige in der Kunst* und in erster Linie die Darstellung seiner eigenen Entwicklung in dem *Kandinskijalbum des Sturms*. Diese zuletzt genannte Darstellung, ein vollendetes Kunstwerk, ist das Reinste, Lauterste, was ein Künstler über sich geschrieben hat, seine Lektüre ein tiefes Erlebnis. Entscheidend für unsern Gedankengang sind zunächst nicht so sehr jene Stellen, die den persönlichen Zusammenhang des Moskowitzers Kandinskij mit der großartigen Kunst des Kreml und der Volkskunst beweisen, sondern an sich die Darstellung seiner eigenen unermüdlichen künstlerischen Gewissensschärfung, die ihn endlich mit der reinen Erkenntnis vom »Gesetz der inneren Notwendigkeit« beglückt. Diese Erkenntnis hat nicht allein sein eigenes Schaffen von Grund auf revolutioniert, nicht allein im weitern Verlauf auf die ganze europäische Kunst entscheidend im revolutionären Sinn eingewirkt, sondern stellt, befreiend für alle Schaffenden, das revolutionäre Prinzip an sich dar. Dostojewskij hat recht behalten, wenn er einmal schrieb, man könne wirklich nicht den lächerlichen Gedanken gel-

³⁾ Siehe die Abbildungen in *Weibel Rußland*, München 1916/, Seite 49.

⁴⁾ Über Archipenko unterrichtet der 2. Band der *Sturmbilderbücher*: *Alexander Archipenko* /Berlin 1917/.


ten lassen, »daß die Natur uns Russen nur mit literarischen Fähigkeiten versehen habe.«⁷⁾ Von russischen Künstlern kam uns die Befreiung, die dem erlittenen Gesetz der Macht das schaffende Gesetz der innern Notwendigkeit entgegensetzte.

Von diesem revolutionären Geist der innern Notwendigkeit, dem der Maler Kandinskij und der Plastiker Archipenko so kühn und so treu folgen, läßt sich nun aber behaupten, daß es ganz offenbar von Anfang an das eigentliche Grundgesetz alles russischen Kunstschaffens gewesen ist. So ist tatsächlich in Kandinskij's Darstellung vom Kreml zu Moskau über die Bauernhäuser im Gouvernement Wologda zum Expressionismus ein einheitlicher klarer Verlauf. Und habe ich zuvor die Stelle mitgeteilt, die von dem tiefen Eindruck der Volkskunst handelte, so darf hier jene andere herrliche Stelle nicht fehlen, die dem Kreml gewidmet ist:

»Auch in diesem Bilde habe ich eigentlich nach einer gewissen Stunde gejagt, die immer die schönste Stunde des Moskauer Tages war und bleibt. Die Sonne ist schon niedrig und hat ihre vollste Kraft erreicht, nach der sie den ganzen Tag suchte, zu der sie den ganzen Tag strebte. Nicht lange dauert dies Bild: Noch einige Minuten, und das Sonnenlicht wird rötlich vor Anstrengung, immer rötlicher, erst kalt und dann immer wärmer. Die Sonne schmilzt ganz Moskau zu einem Fleck zusammen, der wie eine volle Tuba das ganze Innere, die ganze Seele in Vibration versetzt. Nein, nicht diese rote Einheitlichkeit ist die schönste Stunde! Das ist nur der Schlußakkord der Symphonie, die jede Farbe zum höchsten Leben bringt, die ganz Moskau wie das *fff* eines Riesenorchesters klingen läßt und zwingt. Rosa, lila, gelbe, weiße, blaue, pistaziengrüne, flammenrote Häuser, Kirchen, jede ein selbständiges Lied, der rasend grüne Rasen, die tiefer brummenden Bäume oder der mit 1000 Stimmen singende Schnee oder das Allegretto der kahlen Äste, der rote, steife, schweigsame Ring der Kremlmauer und darüber, alles überragend, wie ein Triumphgeschrei, wie ein sich vergessendes Halleluja der weiße, lange, zierlich ernste Strich des Iwan Welikij-Glockenturms. Und auf seinem hohen, gespannten, in ewiger Sehnsucht zum Himmel ausgestreckten Halse der goldene Kopf der Kuppel, die zwischen den goldenen und bunten Sternen der anderen Kuppeln die Moskauer Sonne ist.«⁸⁾

Es ist nicht zu viel behauptet, wenn ich die Darstellung, die Kandinskij von sich selbst gegeben hat, zugleich die weitaus wichtigste Darstellung russischer Kunst nenne. Kaum glaubhaft aber möchte es scheinen, wenn Eliasberg in seinen 89 Abbildungen ein Dutzend klassizistischen Bauten zuteilt, dem Moskauer Kreml aber nicht eine, ja wenn er ihn selbst im Text kaum erwähnt und auch an der jüngsten Kunst stumm vorübergeht.

ADOLF KOELSCH · BAYREUTHER BIOLOGIE

S gibt Bayreuther Musik und Bayreuther Dirigentenkunst, Bayreuther Goethe- und Bayreuther Kantauslegung, Bayreuther Ästhetik und, seitdem der Weltkrieg tobt, sogar eine Art Bayreuther Politik. Es gibt außerdem so etwas wie ein Bayreuther Kultur- und Weltanschauungsdogma, eine Bayreuther Sittlichkeit und eine Bayreuther Rassenlehre. Seit einiger Zeit ist nun auch eine Bayreuther Biologie im Entstehen, so daß sich, wenigstens formal, die Hoffnung derer erfüllt, die damit rechneten, daß uns von Bayreuth aus auch das Licht zum wahren Verständnis der Natur aufgehen werde.

Die Vertreter der Bayreuther Biologie sind Jakob Baron von Uexküll in

⁷⁾ Siehe Dostojewskij *Sämtliche Werke* XII /München 1914/, Seite 261.

⁸⁾ Siehe das erwähnte Kandinskijalbum, Seite V f.

Heidelberg und August Ludowici, Landwirt, Züchter und Herr auf Geilweilerhof bei Siebeldingen in der Rheinpfalz. Beides sind grundgescheite Leute, beide halten, sehr mit Recht, den Darwinismus für erledigt, der in ihren Köpfen allerdings kaum anders als in häßlichen Zerrbildern existiert. Mit dem Darwinismus halten beide aber außerdem auch den Entwicklungsgedanken und die Deszendenzvorstellung in ihrem ganzen Umfang für abgetan. Es gäbe während der verschiedenen Erdperioden, die wir hinter uns haben, kein Hervorgehen verwickelter gebauter Tier- und Pflanzenformen aus Ahnenformen von einfachem Bau. auch in der Gegenwart sei niemals die Entstehung neuer Arten durch Abänderung des Elterntyps beobachtet worden. Kurzum, der Entwicklungsgedanke sei ein Irrtum der Biologie.

Über Baron von Uexkülls Schriften braucht jetzt nicht gesprochen zu werden. Seine letzte Publikation liegt schon ein paar Jahre zurück. Dagegen hat August Ludowici sein 1913 veröffentlichtes Buch *Das genetische Prinzip* unter dem Titel *Spiel und Widerspiel: ein Werkzeug zum Ausgleich der Widersprüche*, in erweiterter Form bei Bruckmann in München neu herausgegeben, so daß man sich notwendig mit ihm befassen muß.

Ich zolle dem Grüblergeist, von dem Ludowici besessen ist, meine Hochachtung. Ludowici ist ausgezogen in der Vielheit der Welt, der physikalischen, biologischen, intellektuellen und moralischen Welt, die Einheit zu suchen, in den auseinanderklaffenden Teilen das Ganze zu finden und das Ganze zugleich als das zu erfassen, was die Vielheit zur Einheit ist und die Einheit der Vielheit. Er ist vom auflösenden, alles in Besonderheiten und Scherben zerschlagenden Geist unserer Zeit bedrückt und strebt aus der Auflösung heraus einer Synthese zu, einem Bild, einer Formel, einer Idee, in deren Namen er das Besondere als ein Allgemeines, das Allgemeines als ein Besonderes erschauen und jedes Gebilde als die Aussöhnung seiner Gegensätze begreifen könnte. Er ist mit einem Wort ein Leidender, der »die Wahrheit« sucht und von sich selber sagt, er wolle das gleiche, was Plato, Aristoteles, Comte, Fichte, Schelling und Hegel gewollt hätten. Aber während das Merkmal ihrer Systeme (Ludowicis Meinung nach) »kein Entfalten von vorher geschauten Dingen sondern eher das Entladen gesammelter Denkkraft« ist, ist sein »Lösungsversuch ganz neu und schließt sich aufs engste an an die Elemente alles organischen Denkens«. Als Schriftsteller endlich ist Ludowici dadurch ausgezeichnet, daß er fast nur herrische, gewalttätig dreinfahrende Hauptsätze schreibt und sich kein Gewissen daraus macht seine Gedanken (teilweise) in einer Form abzustößen, in der ein Schriftsteller sie schwerlich davon ziehen ließe, der wünscht, daß man ihn wenigstens bei der 3. oder 4. Lesung verstehe. Eine eigene Physiognomie ist also vorhanden, das ist gewiß. Aber in biologischen Dingen kutschiert er verkehrt herum, weil er ein Fanatiker ist, der die Lebewelt und die einstweilen vorhandenen Lehren vom Leben nur mit den wilden Diktatoraugen seines Freundes Uexküll ansieht und aus gewissen Feststellungen, Vermutungen und schüchternen Hypothesen der Neumendelianer Folgerungen zieht, die weder Johannsen noch Baur noch Goldschmidt, weder Correns noch Bateson, Lehmann und andere Spitzenmänner der neuen Richtung jemals gezogen haben oder zu ziehen wagten. Außerdem ist ihm nicht der Vorwurf zu ersparen, daß er das (allerdings sehr weitschichtige und verwickelte) Material nicht beherrscht.

Wohl einmütiger Zustimmung darf Ludowici sicher sein, wenn er sagt, Selektion habe noch niemals etwas Neues im Sinn einer Typenverschiebung hervorgebracht; gerade diese Erfahrung hat ja den Darwinismus erledigt. Auch darin hat er unbedingt recht, daß jedes Geschöpf in der Form, in der es gegeben ist, als das Erzeugnis der angeborenen, also ererbten, Keimesanlagen und der Wirkungen zu betrachten sei, welche die von Ort zu Ort wechselnden Bedingungen der Außenwelt an ihm hervorrufen. Jedes Lebewesen ist, wie er sich ausdrückt, ein Beharrendes und ein Veränderliches zugleich, es ist auch eine Ganzheit auf jeder Stufe und ist diese Ganzheit so unerbittlich, daß kein Teil beeinflußt werden kann, ohne daß nicht auch andere Glieder des Leibes von der Veränderung, die an einem Teil vor sich geht, betroffen und umgewälzt würden. Es ist ebensowenig mehr eine Neuigkeit, daß jedes Lebewesen mit jenem Teil der allgemeinen Außenwelt, den man als seine Umwelt bezeichnet, in harmonischer Verknüpfung steht und daß diese Umwelt eine andere ist für Seeanemone und Süßwasserschwamm, Regenwurm, Kröte, Buchfink, Trauermantel, Wegschnecke, Sauerklee, Alge und Mensch. Aber was geschieht, wenn das Lebewesen von der Umwelt, mit der es harmonisch verwachsen ist, gewaltsam losgetrennt und in ein anderes Stück Außenwelt hineinversetzt wird, mit dem es sich nicht in Übereinstimmung befindet? Die Antwort gibt Ludowici, indem er behauptet: »Überall, wo man heute mit Reinkulturen arbeitet wie bei Algen, Schimmelpilzen und Hefen, haben die Nachkommen noch niemals etwas anderes ergeben als reine Artbilder, welche mit absoluter Treue die Eigenschaften der Eltern vererben und sich durch nichts umbilden lassen.«

Es kann hier natürlich schon aus Raumgründen nicht das ganze Material vorgelegt werden, das dieser Behauptung glatt widerspricht. Aber vielleicht nimmt sich Ludowici einmal die Mühe nur die Arbeiten von Benecke, Masini, Buck, Burri und Kowalenko an Bakterien der Coligruppe, die von Wolf und anderen am Hostienblutpilz genau zu studieren, wie gesagt, nur sie, bevor er sich wieder in die Diskussion dieser schwierigen Fragen einmischt. Alle Kulturen, mit denen von den genannten Forschern gearbeitet wurde, sind nach dem Reinen Linien-Prinzip Johannsens, das ja auch nach Ludowicis Ansicht allein einwandfreie Ergebnisse zu liefern vermag, angelegt, ein einziges isoliertes Bakterium hat das Ausgangsmaterial für die Zuchtstämme geliefert. Ludowici wird dann bemerken, daß diese Versuche in den Händen sämtlicher Experimentatoren ein durchaus eindeutiges Ergebnis geliefert haben. Dieses Ergebnis lautet, daß die Umbildung angestammter Elternmerkmale und die Hervorrufbarkeit neuer erblicher Eigenschaften unter dem Einfluß außergewöhnlicher Umweltbedingungen keineswegs zu den Unmöglichkeiten gehört. Bakterienformen, die vorher nicht imstande waren Milchzucker zu vergären, wurden in Formen verwandelt, bei denen die Fähigkeit zur Milchzuckervergärung nach einiger Zeit erschien, von Tag zu Tag zunahm und sich derart bis zu einem Maximum steigerte, daß nach Ablauf einer Anzahl von Generationen aus der Stammform eine völlig neue Bakterienart entstanden war, die ein ganz bestimmtes Gärungsvermögen für Milchzucker besaß und diese erworbene Eigenschaft als unter allen Umständen dauerfähiges Merkmal auf ihre Nachkommen übertrug. Von allen diesen Dingen weiß Ludowici nichts, und Jennings, dessen Pantoffeltierchenversuche er (ohne Nennung des Autors) er-

wähnt, um sie gegen die Lehre von der Veränderlichkeit der angeborenen Arteeigenschaften auszuspielen, zitiert er außerdem falsch. Während Ludowici sagt, daß es Jennings nicht gelungen sei in seinen Reinzuchten durch Anwendung äußerer Einwirkungen »Übergangsformen hervorzulocken«, bemerkt Jennings ausdrücklich, daß für gewöhnlich durch äußere Einflüsse keine erblichen Veränderungen bei dieser Infusorienart zu erzielen seien, daß aber in seinen Kulturen unter bestimmten Außenbedingungen doch einige wenige Individuen erschienen seien, die sich langsamer teilten als die typische Form, und andere, die sich schneller teilten als die Stammart. Diese Unterschiede erhielten sich bei den Nachkommen dauernd. Auch von Hansens Heferversuchen bemerkt Ludowici, daß in seinen durch viele Generationen fortgesetzten Reinkulturen »niemals auch nur die geringste Veränderung« beobachtet worden sei. Aber die Wahrheit ist (und gerade dadurch sind Hansens Heferversuche berühmt geworden), daß den Hefepilzen unter der Einwirkung von Hitze die angestammte Fähigkeit zur Sporenbildung verloren ging; sie vermochten sich nur noch vegetativ fortzupflanzen. Und gerade Johannsen, der Erzmendelianer, führt diesen Fall als Beispiel für die künstlich erzeugte Abänderung der genotypischen Beschaffenheit der Art, das heißt ihres Keimplasmabaus, an.

Sollte aber der Einwand erhoben werden, daß die durch äußere Einwirkungen erzielten Daueränderungen an Bakterien den erblichen Veränderungen an höheren Tieren und Pflanzen nicht gleichgestellt werden dürfen, weil bei den Bakterien die geschlechtliche Fortpflanzung fehlt und jedes folgende Individuum nur durch Teilung aus dem vorhergehenden sich ablöse, so mag sich Ludowici in die Arbeiten von Fruwirth, Johannsen und Woltereck vertiefen, die teils an Pflanzen teils an Tieren, gleichfalls unter allseitiger Berücksichtigung des Reinen Linien-Prinzips und der übrigen Zuchtvorschriften der Neumendelianer, durchgeführt worden sind. Obgleich unsere antilamarckistischen Neumendelianer überall, wo in der Literatur von der künstlichen oder spontanen Entstehung neuer erbbeständiger Formen berichtet wird, sofort mit dem Einwand auftreten, die scheinbar neue Form könne entweder durch Bastardierung oder durch Aufspaltung eines bastardhaften Keimanlagenkomplexes entstanden sein und also die vermeintliche Neubildung eines Keimplasmafaktors möglicherweise auf Irrtum beruhen, ist mir kein einziger Anhänger dieser Richtung bekannt, der in den Fällen Fruwirths, Johannsens und Wolterecks nicht ebenfalls sichere Zeugnisse für die Herausbildung neuer erblicher Eigenschaften und die Erzeugung neuer erbbeständiger Typen erblickt. Sie geben sogar für die Towerschen Kartoffelkäferexperimente und andere Versuche die Neubildung zu. Ob dabei die äußeren Faktoren direkt auf das Keimplasma umbildend eingewirkt haben, wie die Neumendelianer ausnahmslos annehmen, oder vom veränderten Körperplasma ein Reiz auf das Keimplasma ausgeübt worden sei, ist im Grunde einerlei. Die im Keimplasma enthaltenen Bestimmungsfaktoren der Eigenschaften, die Gene, wie man sie zu nennen pflegt (Ludowici schreibt grundsätzlich den unmöglichen Plural »die Gen«, einmal liest man auch in dem anscheußlichen Druckfehlern so reichen Buch »Gemme«), werden jedenfalls von keinem einzigen Biologen als »unabänderliche«, ewig »beharrliche« Gebilde betrachtet; erst in dieser Bayreuther Pseudobiologie werden sie uns auf Seite 33 und 65 solchergestalt vorgeführt. Allerdings hat der Verfasser auf Seite 303 seine früheren Feststellungen wieder vergessen;

denn plötzlich hält er es für möglich, daß die Gene »erkranken«, also sich doch verändern, und daß »die meisten Erscheinungen, welche bisher als Mutationen angesehen wurden, nichts anderes als solche Anomalieen sind«, Krankheitsformen, verursacht durch Entartung der Keimfaktoren.

Es ist überhaupt die Spezialität dieses Erneuerers der Biologie schon nach kurzer Zeit nicht mehr zu wissen, was er vorher geschrieben hat, und sich dadurch in die heillosesten und unwahrscheinlichsten Widersprüche zu verwickeln. Um bei den im Keimplasma niedergelegten Trägern der Arteigenschaften, den Genen, zu bleiben, die er, wie gesagt, an passender Stelle »erkranken« läßt, so lesen wir von ihnen noch allerhand höchst merkwürdige Dinge. Auf Seite 45 zum Beispiel heißt es, sie seien »nichts Körperliches, Materielles, sondern Formales, Planmäßiges«. Trotzdem werden sie im selben Atemzug als »gegen einander fest abgegrenzte Größen« bezeichnet, und obgleich sie auf der selben Seite als »völlig von einander unabhängige Einheiten« vorgeführt werden, üben sie doch schon auf der nächsten eine »Herrschaft« über einander aus, indem einige die anderen zurückdrängen oder unterdrücken, ja, es wird von ihnen sogar auf Seite 38 gesagt, daß sie ständig in Fühlung mit den Faktoren der Außenwelt seien. Von den Genen ist weiter die Rede als von Gebilden, die von früheren Generationen »in das Keimplasma der Art hineingeheimnißt worden sind«; ja, es wird trotz der Behauptung, daß der Entwicklungsgedanke ein Irrtum und die Entstehung der Arten »kein Gegenstand der Forschung« sei, auch trotz der andern These, daß neue Gene niemals unter dem Einfluß der Umwelt sich bilden oder vorhandene abändern können, für möglich gehalten, daß »alle erbten Charaktere einmal erworben worden sind«, und daß Burbank, indem er diese Meinung ausspricht, »der Wahrheit vielleicht am nächsten« komme.

Aber sind wir noch nicht zu Ende? Nein. Das Sublimste bleibt erst noch anzuführen. Es lautet, das Leben sei kein Werden sondern ein »Sein«. Nichtsdestoweniger erfährt man dann später, daß dieses Sein sich »ändert«, ja man vernimmt sogar, daß dieses Sein weder beharre noch sich verändere sondern vielmehr gleichzeitig beharre und wechsele. Ganz betroffen aber ist man, als man zu lesen bekommt, daß jenes selbe Leben, das als Sein kein Werden und doch auch kein »Sein« sein kann, weil es ja gleichzeitig beharrt und wechselt, »ewige Zeugung und Fortpflanzung« sei, daß es alle Eigenschaften gemein habe mit der ewig fließenden Zeit, daß es »anfangslos« und »erdgebannt« sei, daß es auf anderen Himmelskörpern kein Leben gebe und es identisch sei mit einer »biologischen Welle«, die uns »die kosmische Kraft über den Weg der Sonne schickt«.

Wie man sieht, ist die Bayreuther Biologie bereits im Begriff sich zu einer Bayreuther Kosmogonie zu erweitern. Doch will es scheinen, daß daraus einstweilen weder für den Kosmos selbst noch für die älteren Systeme der kosmischen Wissenschaft eine Gefahr entsteht. Auch die Bayreuther Biologie, obschon jetzt gar kein Zweifel mehr ist, daß sie Drachen gebiert, macht nicht den Eindruck, als werde sie jenen von allen reaktionären Köpfen längst herbeigesehnten Vulkan erschaffen, der den Entwicklungsgedanken mit Haut und Haaren verschlingt. Einstweilen ist die Bayreuther Musik jedenfalls viel besser als diese Junggeburt, und hoffentlich wird auch das Bayreuther Kochbuch, das wohl zu erwarten ist, seinerzeit besser geraten.



HEINRICH STÜHMER · DIE GEWERKSCHAFTEN IN DER ARBEITERBEWEGUNG

UBER die Stellung der Gewerkschaften zur Sozialdemokratie ist innerhalb und außerhalb der Arbeiterbewegung jahrzehntelang gestritten worden. Die Ursache ist wohl darin zu suchen, daß alle Richtungen unserer deutschen Gewerkschaften ihre Entstehung mehr oder minder politischen Parteien verdanken. Das trifft sowohl für die freien Gewerkschaften wie für die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine und die später gegründeten christlichen Gewerkschaften zu.

Die Aufhebung des Koalitionsverbots Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts fiel zeitlich mit dem Entstehen der politischen Arbeiterbewegung in Deutschland zusammen. Die um die Arbeiterwerbenden Parteiagitatoren versuchten durch Gründung von Gewerkschaften ihre Zwecke zu fördern. Darin wetteiferten die Freisinnigen, die Lassalleaner und die Sozialdemokraten der Eisenacher Richtung mit einander, während das Zentrum erst später die Christlichen Gewerkschaften gründete. Es ist jetzt müßig darüber zu streiten, ob es im Interesse einer gesunden und starken Gewerkschaftsbewegung nicht besser gewesen wäre bei ihrer Propagierung die widerstreitenden politischen Interessen nicht so in den Vordergrund zu stellen, um eine Zersplitterung zu verhindern und nach dem Vorbild der Arbeitgeber alle wirtschaftlichen Kräfte der Arbeiter zusammenzufassen. In der Folge mußten wir uns jedenfalls mit den einmal gegebenen Tatsachen abfinden. Seit der Einigung der Lassalleaner und der Eisenacher im Jahr 1875 gingen wenigstens diese beiden, früher getrennten Richtungen zusammen. Leider blieb ihre Tätigkeit durch das Sozialistengesetz des Jahres 1878 auf wenige Jahre beschränkt. Dieses *Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie* wurde in schärfster Weise gegen die Gewerkschaften angewendet. Die Zentralverbände, die damals bestanden, wurden mit wenigen Ausnahmen aufgelöst, während den Arbeitgebern in jeder Hinsicht Spielraum gelassen wurde. So mußte sich in der Arbeiterschaft der Eindruck befestigen, daß man jede freie Regung in ihren Reihen verhindern wollte. Gegen den Eintritt der gemäßregelten und für vogelfrei erklärten Gewerkschafter in die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine suchten diese sich durch den bekannten Revers zu schützen, daß Sozialdemokraten nicht aufgenommen würden. Auch die Gewerkschaften der Buchdrucker und der Handschuhmacher, die von der Auflösung verschont geblieben waren, sowie die Gewerkvereine der Hirsch-Dunckerschen Richtung waren in ihrer Tätigkeit so beengt, daß sie ihre gewerkschaftlichen Aufgaben fast gar nicht erfüllen konnten. Die letztgenannten, von Max Hirsch geleiteten Gewerkvereine standen zudem auf dem Standpunkt der Harmonie zwischen Kapital und Arbeit; Streiks waren bei ihnen verpönt (was freilich die Scharfmacher unter den Arbeitgebern, wie den Freiherrn von Stumm und seine Gesinnungsgenossen, nicht hinderte den bei ihnen beschäftigten Arbeitern auch den Beitritt zu den Gewerkvereinen zu verbieten).

Als um die Mitte der achtziger Jahre wieder freie Gewerkschaften gegründet wurden, hatten sie jahrelang nicht nur unter dem Sozialistengesetz sondern nach dessen Aufhebung auch unter den verschiedenen, insbesondere den preußischen, Vereinsgesetzen mit ihren politischen Schikanen zu leiden.

Dazu kamen allerhand richterliche Entscheidungen: über die Auslegung des Paragraphen über das Inverbindungtreten politischer Vereine, der sehr oft eine Auflösung der Organisationen zur Folge hatte, die Anwendung des Erpressungsparagraphen, des § 153 der Reichsgewerbeordnung, die Bestrafung des Boykotts, den Schutz der Arbeitswilligen, endlich die polizeilichen Verfügungen über das Streikpostenstehen und die Bestrebungen die Arbeiter durch Ausnahmegesetze wie das geplante Zuchthausgesetz zu treffen und sie so an der Ausübung des Koalitionsrechts zu hindern. Daß diese Stellungnahme der preußisch-deutschen Regierung und der Parlamente die gewerkschaftlich organisierten Arbeiter nur um so fester an die Sozialdemokratie ketten mußte, ist ohne weiteres klar. Gab es doch keine andere politische Partei, die sich der Verteidigung ihrer Rechte mit dem gleichen Eifer annahm und so wie sie bemüht war die Arbeiterschutz- wie die gesamte Sozialgesetzgebung fördern zu helfen. Zudem bestand zwischen dem größten Teil der Gewerkschaftsmitglieder und der Sozialdemokratie eine ideelle Gemeinschaft der Ziele, die über das Streben nach Verbesserung der Lohn- und Arbeitsbedingungen weit hinaus ging; sie wollten beide die bestehenden Verhältnisse, die kapitalistische Gesellschaft, nicht verewigt wissen, vielmehr der Ausbeutung der Arbeit durch das Kapital überhaupt ein Ende machen.

So bestand an sich gar kein Anlaß zu irgendwelchen Streitigkeiten zwischen den beiden Zweigen der Arbeiterbewegung, der wirtschaftlichen und der politischen, deren jede ihr besonderes Arbeitsgebiet hatte. Trotzdem ging es, wie wir wissen, niemals ohne Reibungen zwischen ihnen ab. Es gab stets *Prinzipienwächter* in der Partei, die über die Tätigkeit der Gewerkschaften und ihrer Führer wachen zu müssen glaubten, sowie Genossen, die sie nur als ein notwendiges Übel ansahen. Man warf ihnen *Fachsimelei* vor und stellte Betrachtungen über die Grenzen der Gewerkschaftsmacht an. Aber dies alles hemmte die weitere Entwicklung der gewerkschaftlichen Organisationen ebenso wenig wie die Versuche sie auf staatlichem, polizeilichem oder gerichtlichem Weg zu vergewaltigen. Warnende Stimmen erhoben sich innerhalb der Partei gegen den Abschluß von Tarifverträgen, die Einführung der Arbeitslosenunterstützung, das selbständige Eingreifen der Gewerkschaften bei sozialpolitischen Fragen. Man fürchtete, daß die Gewerkschaften auf Abwege geraten und dem Klassenkampf in der Bewegung Abbruch tun könnten. Ebenso ist der lange Kampf um die Neutralität der Gewerkschaften bekannt. Denn herrschte auch eine Ideengemeinschaft zwischen der Gewerkschaftsbewegung und der politischen Partei, so machten die gewerkschaftlichen Verbände doch die Mitgliedschaft weder von einem politischen noch von einem religiösen Bekenntnis abhängig; sie waren in diesen Dingen so tolerant wie es wirtschaftliche Organisationen sein können und müssen. Die Gewerkschaften lokaler Richtung, die ihre parteipolitische Stellung stärker betonten und den *radikalen* Flügel der Sozialdemokratie stärken wollten, konnten in der Arbeiterschaft nur wenig Boden gewinnen und verschwanden schließlich, als sie ganz in ein antiparlamentaristisch-syndikalistisches Fahrwasser gerieten, fast völlig von der Bildfläche.

Alle diese Streitfragen wie auch die Diskussionen über die Maifeier und den Generalstreik fanden endlich auf dem Mannheimer Parteitag /1906/

ihren Abschluß. Dort wurde mit 386 gegen 5 Stimmen eine von Bebel eingebrachte Resolution angenommen, in der es folgendermaßen heißt:

»Die Gewerkschaften sind unumgänglich notwendig für die Hebung der Klassensituation der Arbeiter innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft; sie sind nicht minder notwendig wie die sozialdemokratische Partei, die den Kampf für die Hebung der Arbeiterklasse und ihre Gleichberechtigung mit den anderen Klassen der Gesellschaft auf politischem Gebiet zu führen hat, im weitern aber über diese ihre nächste Aufgabe hinaus die Befreiung der Arbeiterklasse von jeder Unterdrückung und Ausbeutung durch Aufhebung des Lohnsystems und die Organisation einer auf der sozialen Gleichheit aller beruhenden Erzeugungs- und Austauschweise, also der sozialistischen Gesellschaft, erstrebt, ein Ziel, das auch der klassenbewußte Arbeiter der Gewerkschaft notwendig erstreben muß. Beide Organisationen sind also in ihren Kämpfen auf gegenseitige Verständigung und Zusammenwirken angewiesen. Um bei Aktionen, die die Interessen der Gewerkschaften und der Partei gleichmäßig berühren, ein einheitliches Vorgehen herbeizuführen, sollen die Zentralleitungen der beiden Organisationen sich zu verständigen suchen. Um aber jene Einheitlichkeit des Denkens und Handelns von Partei und Gewerkschaft zu sichern, die ein unentbehrliches Erfordernis für den siegreichen Fortgang des proletarischen Klassenkampfes bildet, ist es unbedingt notwendig, daß die gewerkschaftliche Bewegung von dem Geiste der Sozialdemokratie beherrscht werde. Es ist daher Pflicht eines jeden Parteigenossen in diesem Sinne zu wirken.«¹⁾

Es hat innerhalb der Partei nicht an Kritikern gefehlt, die mit dieser Resolution nicht einverstanden waren, weil sie darin einen Sieg der Generalkommission der Gewerkschaften und eine Unterwerfung des Parteivorstands unter deren Willen erblickten. Aber es ist doch seitdem danach gehandelt worden, und zwar nicht nur bis zum Beginn des Weltkriegs sondern auch nach seinem Ausbruch. Wenn die Gewerkschaften die politische Stellungnahme der Partei am 4. August 1914 gutgeheißen haben, so ist das nur eine logische Folge der Mannheimer Resolution, und man hätte sie auch deshalb nicht angegriffen, wäre nicht in der Partei die unglückselige Spaltung eingetreten. Nach der Spaltung machten die Führer der Unabhängigen der Generalkommission und den Gewerkschaftsvorständen den Vorwurf, sie hätten sich nicht neutral verhalten sondern nach wie vor die Politik der alten sozialdemokratischen Partei unterstützt. Dieser Vorwurf wird aber meistens von denen erhoben, die früher die Neutralität der Gewerkschaften bekämpft hatten, weil sie dadurch eine Versimpelung und Verflachung und die Vernachlässigung des Klassenkampfes befürchteten. Als im Jahr 1900 einmal wieder eifrig über dieses Thema gestritten wurde, schrieb Karl Kautsky unter anderm:

»Aber man glaube ja nicht, daß bei dem engern Zusammenschluß von Gewerkschaften und Sozialdemokratie die ersteren nur die nehmenden sind, die letztere bloß gibt. Nein, die Sozialdemokratie bedarf ebenso sehr der Hilfe der Gewerkschaften wie diese der Hilfe der Partei, und wenn die ökonomische Entwicklung diese immer mehr auf die Unterstützung durch die Parteipolitik hinweist, so wird jene durch die politische Entwicklung immer mehr auf die Unterstützung durch die Gewerkschaften hingewiesen.«²⁾

Dieser Satz gilt noch heute. Deshalb wissen wir sehr gut, daß die Unabhängigen es mit der Forderung der Neutralität der Gewerkschaften gar nicht so ernst meinen sondern nichts dagegen einzuwenden hätten, wenn die *Instanzen*, die sie heute so sehr bekämpften, für ihre Richtung eingetreten wären. Sie haben es ja auch öffentlich ausgesprochen, daß ihr Streben dahin geht die Mehrheit in den Gewerkschaften zu bekommen, um ihrer Politik dort Geltung zu verschaffen. Daß sie heute in der Minorität sind, trotz ihrem fort-

¹⁾ Siehe das Protokoll des deutschen sozialdemokratischen Parteitag 1906 /Berlin 1906, Seite 473.

²⁾ Siehe Kautsky Die Neutralisierung der Gewerkschaften, in der Neuen Zeit, 1899-1900 II, Seite 495.

gesetzten Appell an die Mitglieder, das haben die Diskussionen und Beschlüsse der Verbandstage während des Krieges bewiesen. Die Unabhängigen behaupten zu Unrecht, die *Instanzen* hätten die Mitglieder nicht hinter sich. Bisher hat noch stets die Mehrheit der Mitglieder die Richtung bestimmt, die eingeschlagen werden sollte. Nichtsdestoweniger sind die Gewerkschaften noch so neutral wie sie es immer waren, tolerant gegen jede politische und religiöse Überzeugung, soweit die gewerkschaftliche Einigkeit und Tätigkeit dadurch nicht gestört wird.

Im übrigen waren die Leitungen der Gewerkschaften auch während des Krieges stets bestrebt die wirtschaftlichen Interessen ihrer Mitglieder zu wahren, und sie werden es auch in Zukunft sein. Sie werden alles aufbieten, um zu verhindern, daß der politische Meinungsstreit innerhalb der Gewerkschaften ausgetragen wird. Sie wissen, daß die Unternehmer, namentlich in der Großindustrie, sich jetzt schon zu den uns nach dem Krieg bevorstehenden wirtschaftlichen Kämpfen rüsten, daß es also notwendig ist alle Kräfte zusammenzufassen, um dem Gegner geschlossen entgegentreten zu können. Nur durch eine organisatorische Konzentration werden die Gewerkschaften die Aufgaben erfüllen können, vor die sie sich nach dem Krieg gestellt sehen werden; und deren wichtigste die produktive Anteilnahme an dem Wiederaufbau unserer Volkswirtschaft überhaupt ist.

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Kommunalsozialismus / Hugo Lindemann

Erbbaurecht

Das Reichsamt des Innern hat den Entwurf eines Reichsgesetzes über das Erbbaurecht veröffentlicht. In der Begründung wird darauf hingewiesen, daß die Ansichten über die Bedeutung des Erbbaurechts zwar verschieden seien, daß aber zweifellos die öffentlichen Gewalten, wenn sie über ausgedehnten Grundbesitz verfügen, sich durch das Erbbaurecht erhöhten Einfluß auf die Feststellung der Mietpreise wie auch auf die Art der Besiedelung und auf die Bauweise innerhalb eines Bezirks sichern können. Es erscheine daher die Forderung berechtigt das Erbbaurecht durch weitem Ausbau für den praktischen Gebrauch wirksamer zu gestalten. Dabei legt der Entwurf das Hauptgewicht darauf die Beileihungsfähigkeit des Erbbaurechts zu heben. Er will daher dem Erbbauberechtigten eine möglichst dem Eigentümer gleiche Stellung geben und insbesondere sicherstellen, daß alle Vermögenswerte, die mit dem Erbbau in Verbindung sind, dem Hypothekengläubiger in gleicher Weise haften wie beim Grundeigentum, und daß diese dingliche Sicherung nicht durch

vorzeitige Auflösung des Erbbaurechts erlischt. In § 1 wird daher auch bestimmt, daß das Erbbaurecht nicht durch auflösende Bedingungen beschränkt werden kann. Jede Vereinbarung zum Gegenteil ist ungültig. Dagegen läßt der Entwurf Vereinbarungen über die Verpflichtung der Erbbauberechtigten zur Übertragung des Erbbaurechts beim Eintreten bestimmter Voraussetzungen zu. An Stelle der Verfallvorschriften wird ein Heimfallrecht eingeführt, bei dessen Ausübung das Fortbestehen der Hypotheken, Grund- und Rentenschulden gesichert ist.

Der Entwurf unterscheidet den gesetzlichen Inhalt des Erbbaurechts und den vertragmäßigen Inhalt. Zu diesem gehören Vereinbarungen des Grundstückseigentümers und des Erbbauberechtigten über die Errichtung, Instandhaltung und Verwaltung des Bauwerks, dessen Versicherung und Wiederaufbau, die Verpflichtung des Erbbauberechtigten das Erbbaurecht bei Eintreten bestimmter Voraussetzungen auf den Grundstückseigentümer zu übertragen (Heimfall), die Verpflichtung des Erbbauberechtigten zur Zahlung von Vertragsstrafen usw. Ferner können auch Vereinbarungen darüber getroffen werden, daß der Erbbauberechtigte zur Veräußerung des Erb-

baurechts der Zustimmung des Grundstückseigentümers bedarf; weiter, daß die gleiche Zustimmung des Grundstückseigentümers zur Belastung des Erbbaurechts mit einer Hypothek, Grund- oder Rentenschuld oder einer Reallast notwendig ist. Doch wird im Entwurf in §§ 6 ff. Vorkehrung getroffen, daß diese Zustimmung des Grundstückseigentümers nicht willkürlich versagt oder in schikanöser Weise mißbraucht werden kann.

Nach § 9 muß der Erbbauzins nach Zeit und Höhe für die ganze Dauer der Erbauzeit im voraus bestimmt sein. Erhöhungen während der Dauer des Erbbaurechts sind also nur dann zulässig, wenn und soweit sie von vornherein im Vertrag festgelegt und ziffernmäßig genau bestimmt sind. Bleibt der Erbbauberechtigte mehr als 2 Jahre mit der Zahlung des Erbbauzins im Rückstand, so fällt das Erbbaurecht heim.

Besonders wichtig war es die Beleihungsfähigkeit des Erbbaurechts im Entwurf sicherzustellen. Dies geschieht im 3. Abschnitt, der von der Beleihung handelt. § 18 erklärt eine Hypothek an einem Erbbaurecht auf einem inländischen Grundstück für mündelsicher, wenn sie eine Tilgungshypothek ist und den Erfordernissen der §§ 19 und 20 entspricht. Tilgungshypotheken können nach der Begründung deshalb allein in Betracht kommen, weil das Erbbaurecht im Lauf der Jahre in seinem Wert abnimmt. Die Hypothek darf die erste Hälfte des Wertes des Erbbaurechts nicht übersteigen, und dieser Wert ist zu berechnen als das Mittel aus dem Bauwert und dem 20fachen jährlichen Mietereinertrag, den das Bauwerk unter Berücksichtigung seiner Beschaffenheit bei ordnungsmäßiger Wirtschaft jedem Besitzer nachhaltig gewähren kann. Der angemessene Wert darf den 20fachen Mietereinertrag nicht übersteigen. Geht der Hypothek ein Erbbauzins im Rang voraus, so ist er mit dem 20fachen Betrag zu kapitalisieren und von dem errechneten Wert des Erbbaurechts in Abzug zu bringen.

Über die planmäßige Tilgung der Hypothek schreibt § 20 folgendes vor: Die Tilgung muß unter Zuwachs der ersparten Zinsen erfolgen, spätestens mit dem Anfang des auf die Gewährung des Hypothekenkaptals folgenden Kalenderjahrs beginnen, mindestens 15 Jahre vor Ablauf des Erbbaurechts endigen und darf nicht länger dauern als zur buchmäßigen Abschreibung des Bauwerks nach wirtschaftlichen Grundsätzen er-

forderlich ist. Wie die Begründung hervorhebt, soll durch diese Vorschrift die sichere Tilgung vor Ablauf des Erbbaurechts erreicht werden, selbst wenn der Erbbauberechtigte mit einigen Tilgungsbeträgen im Rückstand bleibt. Unter Beobachtung dieser Vorschriften können Hypothekenbanken und private Versicherungsgesellschaften die Erbbaurechte beleihen.

Die Rechtsverhältnisse bei Beendigung oder Heimfall des Erbbaurechts werden in den §§ 26 bis 31 geregelt. Der Entwurf stellt den Grundsatz auf, daß beim Erlöschen des Erbbaurechts durch Zeitablauf der Grundstückseigentümer dem Erbbauberechtigten eine Entschädigung für das Bauwerk zu leisten hat. Vereinbarungen über deren Höhe, die Art ihrer Zahlung und ihren Ausschluß gehören zum Inhalt des Erbbaurechts. Ist das Erbbaurecht bestellt worden, um das Wohnungsbedürfnis minderbemittelter Bevölkerungskreise zu befriedigen, muß die Entschädigung mindestens $\frac{2}{3}$ des gemeinen Werts des Bauwerks zur Zeit des Ablaufs des Erbbaurechts betragen. Diese Vorschriften können nicht durch Vereinbarungen aufgehoben werden.

Auch beim Heimfall, das heißt also in dem Fall, in dem der Grundstückseigentümer von seinem Anspruch auf Übertragung des Erbbaurechts Gebrauch macht, muß dem Erbbauberechtigten eine angemessene Vergütung für das Erbbaurecht gewährt werden. Als Inhalt des Erbbaurechts können ebenfalls Vereinbarungen über die Höhe dieser Vergütung und die Art ihrer Zahlung sowie ihre Ausschließung getroffen werden. Die Vorschriften über die Entschädigung für Erbbaurechte zwecks Befriedigung des Wohnbedürfnisses minderbemittelter Bevölkerungskreise sind die selben wie bei der Beendigung durch Zeitablauf. Der Entwurf will dem Erbbaurecht durch diese Vorschriften eine größere Anziehungskraft verleihen, da sie ein Gegengewicht gegen eine zu scharfe Anwendung der Heimfallklausel durch den Grundstückseigentümer bilden. Die Rechte, die dem Erbbauberechtigten aus dem Entschädigungsanspruch zufließen, müssen auch dem Realgläubiger des Erbbaurechts zugute kommen. Die Hypotheken, Grund- und Rentenschulden und Reallasten bleiben bei Heimfall des Erbbaurechts bestehen. Schließlich bestimmt noch der Entwurf, daß der Erbbauberechtigte nicht berechtigt ist bei der Übertragung des Erbbaurechts oder

bei dessen Erlöschen das Bauwerk wegzunehmen oder sich Bestandteile des Bauwerks anzueignen.

Der Entwurf will bei dem Widerstreit der Interessen des Erbbauberechtigten, des Grundstückseigentümers und des Hypothekengläubigers ihren Ausgleich auf einer mittlern Linie erreichen. Man darf die Frage aufwerfen, ob dieses Ziel erreicht worden ist. In dem Bestreben die Stellung des Erbbauberechtigten möglichst gleich der eines Eigentümers zu machen scheint mir der Entwurf sehr weit gegangen zu sein.

Wohnungsverhältnisse Das Kaiserliche Statistische Amt hat in einer Sonderbeilage zum Reichsarbeitsblatt über Bautätigkeit und leerstehende Wohnungen in deutschen Städten im Jahr 1917 berichtet. Wenn auch die Wohnungsverhältnisse in der Mehrzahl der 93 berichtenden Städte sich seitdem ganz wesentlich verschlechtert haben dürften, so sind doch diese Mitteilungen interessant genug, um auch hier ihrem wesentlichen Inhalt nach mitgeteilt zu werden.

Die Bautätigkeit ist im Jahr 1917 noch weiter zurückgegangen. In einer Reihe von Städten hat sie überhaupt aufgehört. Dazu kommt, daß die Mehrzahl der neu erstellten Gebäude nicht für Wohnungszwecke bestimmt war. Es handelt sich bei einer großen Zahl von Städten im wesentlichen um Neubauten für die Herstellung von Kriegsbedarf, während im Jahr 1915 noch in 41 Städten mehr als die Hälfte der neuen Gebäude Wohngebäude waren. Diese Zahl ist im Jahr 1916 auf 33, im Jahr 1917 auf 14 Gemeinden herabgegangen.

Über den Zugang an Wohngebäuden und Wohnungen in den letzten 6 Jahren geben die nachfolgenden Zahlen aus 37 deutschen Städten, für die vergleichbare Angaben vorliegen, Auskunft:

Jahr	Wohngebäude	Wohnungen
1912	8912	61 335
1913	7017	45 220
1914	5667	32 330
1915	2464	13 171
1916	966	4 685
1917	428	1 712

Im Jahr 1917 betrug die Zahl der errichteten Wohngebäude nur $\frac{1}{21}$, die der hergestellten Wohnungen nur $\frac{1}{18}$ der Zahl für 1912. In Augsburg, Barmen, Berlin-Schöneberg, Bochum, Elberfeld, Mainz, Stettin, Wiesbaden, Zwickau wurde kein einziges Wohngebäude her-

gestellt. Gegenüber dem Vorjahr ist eine Zunahme an Wohngebäuden lediglich in Elbing und Lübeck um je 1, in Frankfurt an der Oder um 2, in Kiel um 14 zu verzeichnen. Charlottenburg und Krefeld weisen in beiden Jahren den gleichen Stand auf. Alle anderen Städte zeigen dagegen eine zum Teil erhebliche Abnahme; so Bremen von 114 im Jahr 1916 auf 45 im Jahr 1917, Köln von 141 auf 43, Dresden von 41 auf 8, Essen von 290 auf 190, Hamburg von 44 auf 11, Hannover von 11 auf 1, Karlsruhe von 15 auf 3, Königsberg von 25 auf 12, Mannheim von 18 auf 9, Nürnberg und Straßburg von je 24 auf 4.

Die Zahlen gelten nur für den Zugang. Der Reinzugang, das heißt der Zugang abzüglich des Abgangs an Gebäuden und Wohnungen, zeigt noch eine wesentliche Verschiebung zum Ungünstigen. In einigen Städten ergibt sich trotz dem Zuwachs an Gebäuden sogar ein Abgang. In anderen ist der Reinzugang wesentlich geringer als die Zahl der neuerstellten Gebäude. Das gleiche gilt für den Reinzuwachs an Wohnungen.

Den größten Zugang an Wohnungen hatte Essen mit 610 gegen 908 im Jahr 1916. Mehr als 200 neue Wohnungen weisen noch Danzig (218) und Frankfurt am Main (212), mehr als 100 Dresden (125) und Köln (110) auf. Alle anderen Städte bleiben unter der Zahl 100, während im Jahr 1916 noch 22 Städte und im Jahr 1915 sogar 41 Städte mehr als 100 neue Wohnungen hergestellt hatten. In 11 Städten wurden überhaupt keine neuen Wohnungen gebaut. Der Reinzuwachs an Wohnungen, auf 1000 berechnet, schwankt zwischen 0,37 und 0,6. In 10 Städten beläuft sich der Promille-satz auf über 1 und nur in 2 Städten auf über 2. Die große Mehrzahl bleibt unter 1 ‰.

Wie für die Wohnungen im allgemeinen besteht auch für die kleinen Wohnungen ein Rückgang. Einen solchen zeigen 9 Städte. Im übrigen liegen die Verhältnisse in den einzelnen Städten verschieden. Nur 3 Städte hatten einen größern Zugang als 100, nämlich Essen, Danzig und Frankfurt am Main, also die gleichen Städte, die auch den größten Zugang an Wohnungen überhaupt hatten. Alle übrigen Städte bleiben unter 100. Einen sehr geringen Zugang an Kleinwohnungen (1 bis 4) hatten noch 14 Städte.

Die Übersicht über die leerstehenden Wohnungen erstreckt sich auf 92 Gemeinden, während es im Vorjahr nur 67

waren. Von den 44 Städten, für die vergleichbare Ziffern mit dem Vorjahr vorliegen, weist nur eine einzige eine Zunahme an leerstehenden Wohnungen auf. Bei 2 ist die Leerwohnungsziffer die gleiche. Bei den übrigen 41 ist ein Rückgang festzustellen. Die Abnahme des Vorrats an leeren Wohnungen ist im Jahr 1917 wesentlich größer gewesen als im Vorjahr. Es sind nicht nur Städte mit ausgesprochener Kriegsindustrie sondern auch andere Städte, in denen dieser Vorgang zu beobachten war. Nur noch in 8 Städten erreicht der Prozentsatz der leerstehenden Wohnungen die Zahl 3. Es sind dies Berlin und 2 andere Städte der Agglomeration: Groß Berlin, Schöneberg und Lichtenberg, ferner Elberfeld und Barmen, Altona, Hamburg und Leipzig. Im Jahr 1916 ging dieser Prozentsatz noch in 20 Städten über die Zahl 3 hinaus. Demgegenüber hatten 19 Städte nicht einmal 1 % leere Wohnungen aufzuweisen. Andere Städte wie Bochum, Dresden, Duisburg usw. gehen nur wenig über 1 % hinaus.

Die Zahlen beweisen, daß wir nicht nur in den Industrie- und Festungsstädten sondern bereits in der Mehrzahl der größeren Städte überhaupt einen ganz bedeutenden Wohnungsmangel haben, dessen Anwachsen sicherlich zu erwarten ist und dem gegenüber nicht länger mehr abgewartet werden kann. In einer Reihe von Städten hat sich der Wohnungsmangel zu einer akuten Wohnungskrise verschärft. Durch die Ausnutzung noch vorhandener Wohnräume, durch Umbauten von anderen Räumen, durch Eröffnung der Dach- und Untergeschoßräume usw. kann, wie die Erfahrung in anderen Städten gezeigt hat, nur geringe Abhilfe geschaffen werden. So bleibt nichts anderes übrig als neue Häuser zu bauen, und die Behörden haben die Pflicht die Bautätigkeit der Städte durch Bereitstellung von Rohstoffen und Arbeitskräften zu ermöglichen.

Kurze Chronik In Sachsen ist ein neues Gesetz über die Wohlfahrtspflege zustande gekommen, das die Bezirksverbände und die größeren Gemeinden (Städte mit revidierter Stadtordnung und Stadtgemeinden mit mehr als 10 000 Einwohnern) zur Grundlage der Organisation macht. \diamond In Schwarzburg-Rudolstadt hat eine Änderung des Gemeindegewahrechts stattgefunden. Stimmberechtigt sind in Zukunft in der Gemeindeversammlung alle Ortsnachbarn, in

deren Person die Voraussetzungen des Artikels 39 (physische Person, rechtliche Selbständigkeit und bürgerliche Ehrenrechte, selbständige Ernährung) zusammenzutreffen und die außerdem mit Grundbesitz in der Gemeinde angemessen sind oder ein Jahreseinkommen von mindestens 700 Mark und seit 2 Jahren Wohnsitz in der Gemeinde haben. Außerdem Kriegsteilnehmer, und zwar für ihre Lebenszeit, ohne Rücksicht auf die Höhe ihres Einkommens, sowie innerhalb eines Zeitraums bis zu 5 Jahren nach Friedensschluß, ohne Rücksicht auf die Dauer ihres Wohnsitzes in der Gemeinde. \diamond Der Straßburger Gemeinderat bewilligte als Ehezulage für städtische Beamte, Lehrer und Angestellte einen Jahresbetrag in der Höhe von $\frac{1}{2}$ Million Mark.

Literatur Von Rudolf Eberstadts bekanntem Handbuch des Wohnungswesens und der Wohnungsfrage /Jena, Gustav Fischer/ ist die 3. Auflage erschienen. Die 2. Auflage war schon im Jahr 1912 vergriffen. Der Verfasser legt in der 3. Auflage ein vollständig neues Werk vor, das weit über den früheren Rahmen hinausgewachsen ist. Der Grundgedanke richtige Grundlagen für die Beseitigung schädlicher Einrichtungen und die Entwicklung neuer zu gewinnen, ist noch schärfer als in den früheren Ausgaben herausgearbeitet. Fast alle Artikel sind erweitert, zum Teil ganz umgearbeitet worden. Das ländliche Wohnungswesen wurde in die Darstellung neu einbezogen und dem Ausland ein wesentlich größerer Raum gewidmet. Mag man zu den grundsätzlichen Darstellungen des Verfassers stehen wie man will: auf jeden Fall verdankt ihm die Behandlung des Wohnungswesens wertvolle Anregungen. Dieses Urteil wird durch die 3. Auflage des Buches, der die weiteste Verbreitung zu wünschen ist, wiederum bestätigt. \diamond Der Badische Landeswohnungsverein hat eine Reihe weiterer Schriften erscheinen lassen /Karlsruhe, G. Braun/. Das 11. Heft dieser Serie beschäftigt sich mit der Frage der ungeteilten Arbeits- und Schulzeit, das 13. Heft mit dem Badischen Baubund und der Landeswohnungsstiftung, das 14. Heft mit den Wohnungsverhältnissen kinderreicher Familien in badischen Städten, die auf einer Erhebung in den Städten Karlsruhe, Freiburg, Heidelberg, Lahr, Bruchsal und Schopfheim beruhen. Die Schriften sind auch über Baden hinaus von Interesse.

WISSENSCHAFT

Religionswissenschaft / Herbert Kühnert

Konfuzianismus Wer immer ein Bewußtsein von der religiösen Stillosigkeit des modernen

Europas in sich trägt, für den muß es geradezu ein Erlebnis sein, wenn er zum erstenmal mit echten Chinesen zusammenlebt, das heißt mit solchen, die die Lehre Kungfutses mit der Muttermilch eingesogen haben, von ihrem Wert und ihrer Richtigkeit allen anderen Kultur- und Religionsformen zum Trotz überzeugt sind und nicht nur im Denken sondern auch im Handeln dem Meister nachzufolgen bemüht sind. Wie wundervoll wirkt auf uns die Pietät, die sie ihren Eltern und Ahnen gegenüber betätigen, ihre Treue gegen Kaiser und Reich, die Verehrung, die sie den Heroen, Weisen und Künstlern ihrer Geschichte zollen, ihre von Herzen kommende, nicht in Form einer Tugend sondern einer Selbstverständlichkeit betätigte Bejahung des Guten in Menschentum und Natur, ihr diskreter Humor, ihr taktvolles, geräuschloses Auftreten, ihr kindliches Wesen bei aller Schärfe des Erinnerungs- und Denkvermögens, ihr feines Verständnis für die Schönheit des Lichts, der Farbe und der Töne, kurz jener ganze Lebensstil, angesichts dessen man sich unwillkürlich fragt: Leiden wir in Europa nicht an einem geradezu krankhaften Kulturdünkel, wenn wir dieses ewig junge Volk stehengeblieben nennen, bloß deswegen, weil es eine andere Form der Kultur, eine andere Form der Bodenbewirtschaftung, keine moderne Technik, keinen Kapitalismus hat? Nun beobachten wir bekanntlich in der Gegenwart, wie auch das so wundervoll *angepaßte* konfuzianische Religionssystem langsam zerbröckelt, und wie das alte China im Begriff ist in eine unorganische Kulturphase hinüberzugleiten, die zu einer ändern Kultur- und Religionsform, als sie der Konfuzianismus darstellte, überleiten wird. Wie lange diese Periode der Zersetzung und des Wiederaufbaus dauern wird, wie die neue Form beschaffen sein wird, welchen Anteil an dem Aufbau etwa indische, vorderasiatische oder abendländische Ideen nehmen werden, wer kann es wissen? Fragen wir nun aber umgekehrt, welchen Beitrag etwa der Geist des Konfuzianismus an dem Aufbau nehmen kann, der sich gegenwärtig in Europa vollzieht, so ist bei aller Anerkennung für die schöne

Eigenart des konfuzianischen Chinatums kaum anzunehmen, daß uns dieser Typus mehr schenken wird als eine Belebung unseres Glaubens an die Möglichkeit eines harmonischen Kultursystems oder etwa eine Schärfung unseres Verständnisses für das, was religiöse und ethische Ewigkeitswerte sind. In dieser Vermutung müssen wir uns ganz besonders durch die Lektüre eines Buches gestärkt fühlen, in dem ein chinesischer Autor, der auf dem Boden des Konfuzianismus steht, und dem wir unter anderm die beste englische Kungfutseausgabe verdanken (*Discourses and Sayings of Confucius / Peking, The Peking Daily News/*), die These aufstellt, daß das moderne Europa den Ausweg aus seiner gegenwärtigen kulturellen und religiösen Krise nur dann finden werde, wenn es sich dem richtunggebenden Einfluß des Konfuzianismus rückhaltloser hingäbe, als es dies zur Zeit der Aufklärung (Voltaire, Schiller) getan habe. Der Autor, um den es sich handelt, ist Ku Hung Ming, der sich dem deutschen Publikum bereits vor dem Krieg durch ein Buch Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen (herausgegeben und eingeleitet von A. Paquet / Jena, Diederichs/) vorgestellt hat. Und das Buch, in dem jene These verteidigt wird, trägt den Titel *Der Geist des chinesischen Volkes und der Ausweg aus dem Krieg* (deutsch von O. A. H. Schmitz / Jena, Diederichs/). Die englisch geschriebene Originalausgabe trägt den Titel *The Spirit of the Chinese People, with an Essay on the War and the Way-out / Peking, The Peking Daily News/*. Der Gedankengang Ku Hung Mings ist etwa folgender: Das moderne Europa befindet sich in einer kulturellen Krise. Es beherrscht durch Wissenschaft und Technik wohl die äußere Natur in einem bisher nicht dagewesenen Grad. Aber das natürliche Element im Menschen beherrscht es nicht durch moralische Kraft sondern durch physische Gewalt. Es versagt somit gerade vor der Aufgabe, deren Bewältigung in mehr oder weniger vollkommener Form für alle höhere Kultur charakteristisch ist. Einen Anlauf zu wirklicher Kultur hat Europa genommen, als es das religiöse Erbe Vorderasiens zu einem schöpferischen Element in seinem Leben zu erheben suchte. Dieser Anlauf endete aber schließlich doch wieder in einem weltlichen Zwangssystem, nämlich der Kirche und ihrer Priesterherrschaft. Die Abschüttelung dieser Herrschaft durch

die Reformation führte zu einem Kultursystem (Staat), das die religiöse Hülle der Zwangsherrschaft fallen ließ, darum aber doch nicht minder ein auf physischem Zwang aufgebautes System blieb. Dieses System des Zwangs, für das die Verwendung der Polizei und des Militärs charakteristisch ist und das im Deutschland seine reinste Ausprägung erfahren hat, besitzt immer noch den Vorzug, daß es nicht von vornherein die Völker einem völligen Herabsinken unter die Anfänge aller Kultur (Anarchie) entgegengetrieben sondern wenigstens diejenigen Errungenschaften gesichert hat, die die Voraussetzung aller höhern, auf Religion, Sittlichkeit und Kunst beruhenden Kultur bilden, nämlich die organisierte wirtschaftliche und politische Selbsterhaltung und Fortpflanzung. Aber diese Sicherungsform konnte auf die Dauer nicht befriedigen. Denn wenn sie auch zu einem Kulturtypus führte, der nicht in sich selbst den Verfall trug, so war es doch wesentlich auch für sie, daß sie alles höhere Kulturstreben, das sich etwa außerhalb ihres Bereichs geltend machte, mit gewaltsamer Vernichtung bedrohte. Das europäische Dilemma besteht also darin, daß Europa aus Mangel an sittlich-religiösen Kräften gegenwärtig des Militarismus zur Erhaltung eines gewissen Kulturminimums bedarf, da ohne den Militarismus völlige Anarchie entstehen würde, daß aber andererseits der Militarismus jedem Aufstieg zu höherer Kultur hinderlich im Weg steht. Es handelt sich also darum Ausschau zu halten nach denjenigen sittlich-religiösen Kräften, deren Entwicklung die anarchistischen (weltliche Demokratie) und militaristischen (deutsches System) Tendenzen Europas überwinden könnte. Von einer Wiederbelebung des Christentums verspricht sich Ku Hung Ming nichts, da es sozusagen den historischen Beweis für seine Unfähigkeit zur Herbeiführung eines synthetischen Kulturzustands höherer Art erwiesen habe. Die Ethik der großen Denker und Dichter wie Spinoza, Kant, Goethe habe zwar das, worauf es im Leben ankomme, richtig erfaßt, doch könne sie aus dem Grund keinen Einfluß auf die Massen gewinnen, weil sie der kindlichen Bildhaftigkeit entbehre, die zum Wesen der Religion gehöre. Der Rat, den Ku Hung Ming demnach den Völkern Europas erteilen möchte, ist der: »Ruft die Priester nicht zurück und um des Himmels willen ruft den Pöbel nicht herbei, sondern ruft den Chinesen,

den wahren Chinesen mit seiner Religion des guten Bürgers und seiner Erfahrung von 2500 Jahren, wie man ohne Priester und Soldaten in Frieden leben kann.« Und nun schildert uns Ku Hung Ming, wie der Wert des Konfuzianismus gleich dem des Christentums auf dem Glauben an den Geist und die Macht der Liebe beruhe, und wie dieser Geist seine Pflanzstätte habe in der chinesischen Familie, die auf der unbedingten Pietät der Kinder gegen Eltern und Vorfahren aufgebaut sei, wie er sich weiter entfaltet zum Wohlwollen für den Mitbürger und zur Treue gegen das Staatsoberhaupt, das in seiner heiligen Person zugleich alle kulturellen Errungenschaften der nationalen Vergangenheit verkörpert, wie er sich schließlich zum Glauben an die Macht des Guten im Menschen, ja im Universum überhaupt erhebe, und so ein Raum und Zeit durchdringendes Gefühl zeitige, das man am besten mit dem mittelalterlichen Begriff der Gottseligkeit vergleichen könne. Auch das Christentum hat ja, wie Ku Hung Ming zugibt, die Forderung der Menschenliebe als oberstes Gebot. Aber der Konfuzianismus besitzt, wie er behauptet, eine vollkommene Formulierung dieses Gebots, indem er nicht die Menschenliebe schlechthin, sondern die »Menschenliebe mit gutem Geschmack« fordert, dadurch andeutend, welche wichtige Rolle der Kunst, insbesondere der Dichtkunst und der Musik, in Verbindung mit der Religion bei der Ethisierung des Lebens zukomme. Diesen großen Gedanken verwirklicht die chinesische Religion dadurch, daß sie in der Schule der Jugend das religiöse Erbe der Vorzeit durch die Werke der besten Dichter nahebringt. So ist die chinesische Schule nicht das, was sie in Europa ist: eine Einrichtung zur Vorbereitung auf den Gelderwerb, sondern zur religiösen Erziehung, die der durch die Familie bewirkten religiösen Erziehung ergänzend an die Seite tritt. Wenn ich Ku Hung Ming recht verstehe, will er sagen, daß sich die Weisheit des Konfuzianismus gerade darin offenbare, daß er die höchsten religiösen Werte wie Liebe, Treue, Gerechtigkeit, Gott, Unsterblichkeit sozusagen in bewußter Beschränkung an denjenigen Institutionen konkretisiere, die dem Verständnis jedes Menschen am nächsten liegen, also an Familie, Schule, Staat. Die Religion im europäischen Sinn betrachtet als höchstes Lebensziel den vollkommenen Idealmenschen, den Heiligen.

Christus. Der Konfuzianismus sagt, daß ein weiser Mann seine Aufmerksamkeit der Grundlage des Lebens widme, also zunächst nach dem Ideal der vollkommenen Familie und des vollkommenen Staates trachte. »Wenn die Grundlage gelegt ist, werden Weisheit und Religion kommen.« Dieselbe aus Weisheit gewählte Beschränkung, meint Ku Hung Ming, zeige sich auch in dem Gebrauch, den der konfuzianische Chinese von seiner theoretischen Vernunft mache. Dem Chinesen sind, obwohl sicherlich auch ihn die Last der Naturgeheimnisse bedrückt, wissenschaftliche Studien, die verlangen, daß man Pflanzen zerpfückt oder lebende Tiere zergliedert, ein Greuel. Soweit die Chinesen ihre theoretische Vernunft verwendet haben, haben sie sie zur Regelung der menschlichen Angelegenheiten verwendet, weshalb für sie bezeichnenderweise die höchste Staatskunst auch nicht eine Wissenschaft ist, die sich auf statistische Tabellen stützt, sondern Religion. Das Wissen der Chinesen steht demnach nicht im Zeichen der theoretischen sondern der praktischen Vernunft, und dieser Konsequenz ist es zu verdanken, daß der kultivierte Chinese ein Wesen mit enormem Vernunftvermögen und dem Herzen eines Kindes ist, während die Völker des modernen Europas, weil sie von ihrer Vernunft nicht den gleichen konsequenten Gebrauch gemacht haben, eine Religion haben, die ihr Herz befriedigt, aber nicht ihren Kopf, und eine Philosophie, die ihren Kopf befriedigt, aber nicht ihr Herz. Daher ist auch die Intelligenz des Chinesen, meint Ku Hung Ming, nicht die des listigen Fuchses, der weiß, wo eßbare Hühnchen zu finden sind, sondern die des Haustiers, das von vornherein seine Intelligenz der Idee der Treue und Sympathie einordnet. Wollte man auf diese Gedankengänge des chinesischen Autors kritisch eingehen, so müßte man seinem Beispiel folgen und ein Buch zur Verteidigung Europas gegen chinesische Ideen schreiben. Man würde ihm dabei wohl vor allem einzuwenden haben, daß das Christentum doch nicht mit Notwendigkeit zu derjenigen weltlichen Priesterherrschaft hat führen müssen, wie sie im Lauf der Geschichte mehrfach hervorgetreten ist, daß auch das Werk der europäischen Reformation, das mit dem Kampf gegen die weltliche Priesterherrschaft begann und den christlichen Begriff der unsichtbaren Kirche auf den

Schild erhob, schließlich mit einem Kompromiß endete, der nicht in der christlichen Lehre sondern in den Menschen, die sie vorfand, seine Ursache trug; ganz ähnlich wie ja auch die konfuzianische Reform nicht dem religiösen Ideal des Meisters entsprach sondern aus einer resignierten Einsicht in die Unmöglichkeit einer baldigen Verwirklichung des Reichs Gottes auf Erden hervorging. Sollen wir wirklich annehmen, die konfuzianische Lehre, die den einzelnen mitverantwortlich macht für die Sünde seiner Vorfahren und ihn auf die unbedingte Bejahung einer ganz bestimmten, zeitlich bedingten Familien- und Staatsform festlegt, die den Begriff der religiösen Persönlichkeit auf das männliche Geschlecht und das religiöse Problem auf die Regelung der sozialen Beziehungen beschränkt, stelle eine höhere Wahrheit dar als die jüdisch-christliche Lehre mit ihrem Glauben an eine über die weltlichen Ordnungen der Familie und des Staates hinausweisende, alle menschliche Kreatur in gleicher Weise umfassende Gotteskinderschaft, mit ihrem wundervoll tiefen, immer wieder auf die Unvollkommenheit der Welt hinweisenden Gnaden- und Erlösungsbegriff, mit ihren so einfachanschaulichen und doch aus höchster Weisheit geborenen Mythen über Schöpfung, Sündenfall, Verheißung, Heiligung und Erlösung? Gerade wenn wir der Frage näher treten, warum der Konfuzianismus nicht stark genug war, um das heutige Chinatum vor der Zersetzung durch europäischen Kapitalismus, Militarismus und Anarchismus zu bewahren, wenn wir beobachten, wie die Masse des chinesischen Volkes dasjenige religiöse Bedürfnis, für das der Konfuzianismus offenbar kein Organ hat, an einem verzerrten Buddhismus oder den populären Formen des Taoismus zu befriedigen sucht, müssen in uns Zweifel darüber aufsteigen, ob der Konfuzianismus den Völkern Europas denjenigen Ausweg aus ihrer religiösen Krise aufzuweisen vermag, der sie einer neuen religiösen Kultur entgegenführen könnte. Nein, daraus, daß die Chinesen im Konfuzianismus einmal durch Jahrtausende so etwas wie einen mit ihrer Wirtschaft-, Familien- und Staatsform in organischem Zusammenhang stehenden religiösen Stil hatten, folgt noch bei weitem nicht, daß dieser Stil den Völkern Europas jemals Ideal werden könnte.

Dem steht nicht die Tatsache im Weg,

daß, um zu unserm Autor zurückzukehren, Ku Hung Ming in seinem Werk eine Menge richtiger und feiner Beobachtungen zur Kritik der europäischen Religiosität macht, und daß er uns darüber hinaus in ihm einen wertvollen Beitrag zu unserer Kenntnis vom Wesen und Wert der chinesischen Religiosität liefert. Denn nicht immer vermögen europäische Autoren, die über diesen Gegenstand schreiben, uns ein lebendiges Gefühl von den positiven Werten zu geben, die die ehrwürdige Weisheit des Konfuzianismus in sich birgt, da sie von vornherein kritisch, und noch dazu vielfach einseitig europäisch eingestellt sind und ihnen somit von vornherein jene innere Wärme fehlt, die zunächst einmal zu Wort kommen muß, um Außenstehenden diejenige Fähigkeit zur Einfühlung zu geben, die erforderlich ist, wenn die Aufgabe einer kritischen Vergleichung von höherer Warte aus, wie sie der vergleichenden Religionswissenschaft obliegt, in der richtigen Weise soll ausgeübt werden können.

Und auch das müssen wir ohne Rückhalt anerkennen: In den 4 Jahren des Weltkriegs hat die europäische Geistigkeit derartig ihr wahres Wesen enthüllt, daß wir in der chinesischen Geistesregion, in der Welt Ku Hung Mings, eine reinere Luft atmen und die höheren Möglichkeiten des Menschengeschlechts, die durch die abendländische Wirklichkeit lange verschüttet wurden, wieder erkennen. Das führt uns Europäer zu dem Urquell unserer Religiosität zurück (der gleichfalls in Asien liegt). Eine Verstandesreligion wie der Konfuzianismus kann wohl das menschliche Leben auf die höchste Stufe bringen, nicht aber das Höchste im Menschen selbst auslösen. Über das Leben des Menschen und seine Einrichtungen geht die Inbrunst den göttlichen Sinn zu erfassen. Neben und über Kungfutse steht stets Laotse. Und das Europäertum wird erst dann zum Menschentum, wenn es zu dem Wesen der asiatischen Religion vordringt, die es seit 2 Jahrtausenden zu besitzen glaubt.

Neuausgaben Wer sich mit der Lehre Kungfutses an der Hand europäischer Ausgaben der Gespräche näher bekannt machen will, dem sei außer der bereits oben erwähnten englischen Ausgabe Ku Hung Mings *The Discourses and Sayings of Confucius* vor allem die von Richard

Wilhelm /Tsingtau/ empfohlen, die unter dem Titel *Kungfutse Gespräche* (Lun Yü), aus dem Chinesischen verdeutsch und erläutert, einen Teil der vom gleichen Herausgeber besorgten, auf 10 Bände berechneten Sammlung *Die Religion und Philosophie Chinas* /Jena, Diederichs/ bildet. Die Ausgabe ist, außer mit einem alten Bild Kungfutses, mit sachkundiger Einleitung und Anmerkungen ausgestattet und enthält auch eine gute Übersicht über die wichtigste chinesische, englische, französische, lateinische und deutsche Literatur zum Konfuzianismus.

Kurze Chronik Die Theologische Fakultät der Universität Jena hat folgende **Preisaufgabe** gestellt: »Die ethische Grundanschauung Abälards in seiner Schrift *Ethica seu Liber dictus Scito te ipsum* ist darzulegen und hinsichtlich ihres Verhältnisses zu der von Augustin beeinflussten Lehrüberlieferung zu beurteilen.« **◇** Die Evangelisch-Theologische Fakultät der Universität Bonn erläßt einen Aufruf zur Gewinnung von Mitteln für Stipendienfonds, Preise für Seminararbeiten, evangelische Volkshochschulcourse und Arbeiten über rheinische Kirchengeschichte; die von der provinziellen Synode beschlossene Sammlung für einen Stipendienfonds, der der Fakultät zum 100jährigen Universitätsjubiläum übergeben werden soll, hat bereits über 150 000 Mark ergeben. **◇** An der Universität München habilitierte sich als Privatdozent für alttestamentliche Exegese der katholische Priester Friedrich Stummer.

KUNST

Bildende Kunst / Lisbeth Stern

Hodler Die Erinnerung an Hodler ruft uns vor allem seine großen einfachen Flächen vor Augen und, fast noch wesentlicher, den Bewegungsklang, in deutlichen und klaren Rhythmen zusammengehalten. In meiner Vorstellung geht Hodler in einem gewissen Sinn mit Dürer zusammen. In beiden ist ein ganz spezifisch Deutsches, ein Erkennenwollen, ein fortwährendes Nachdenken, in das allerdings bei Dürer sich ein mystischer Drang einmengt, der bei Hodler fehlt. Ihr Nachdenken ist nicht Klugheit zu nennen; denn jede schnelle Anpassung an die Verschiedenheit künstlerischer Ziele fehlt gänzlich. Dafür sind sie aber immer auf der Suche nach den letzten Prinzipien. Dü-

rer suchte nach den Gesetzen der Proportionen, in denen sich für ihn irgendwelche transzendentalen Zusammenhänge offenbaren sollten, und Hodler nach den Gesetzen des Rhythmus, der Eurhythmie, wie er auch eines seiner Bilder nannte. Er ist hier eine Art Führer der Jungen geworden, der ihnen die neuen Bahnen eröffnete, wenngleich bei den Jungen diese Erkenntnisse sich schon wesentlich mehr mit Blut gefüllt haben und sinnlicher verwebt sind als bei ihrem Meister, bei dem sie noch ein wenig nackt und knöchern neben einander stehen.

Warum Hodler in der Erfassung der Bewegung nicht erschöpfend war, mag wohl mit seinen Spekulationen zusammenhängen. Um den Rhythmus möglichst klar im Klang herauszubringen und ihn vollkommen in der Bildfläche zu erfassen, ließ er ihn nur in den zwei Dimensionen spielen, wodurch er etwas dünnflächiges bekommen hat. Der Raum ist in seiner Bewegung nie aufgenommen, und die Träger der Bewegung sind Gebilde, die körperlich nicht gefüllt sind, ein Zwitterding zwischen Menschen und linearer Wanddekoration, eben zwitterhaft, ohne rechte Kraft des Blutes. Nimmt man aber die Hodlerschen Bilder in rein dekorativem Sinn, so paßt dazu wieder nicht, daß seine Menschen mit vielfachen Verkürzungen gegeben sind. An dem Rhythmus der Bilder ist aber nur ihre Kontur beteiligt, und die in die Bildebene sich hineinschiebende Fläche bleibt dabei völlig ausgeschaltet. So kommt es, daß eben unser Verhältnis zu seiner Bewegungskunst ein so dünnes und schwebendes ist. Man sagt sich: Auch die ägyptische und indische Reliefkunst gab die Bewegung größtenteils nur zweidimensional, und doch hat bei ihnen die Bewegung so ungleich mehr sinnliche und bestimmte Kraft. Es kann das an der Art der Kurven liegen. Bei den Ägyptern ist die Fortpflanzung der Bewegung meist in geraden Linien gegeben, bei den Indern aber in Kurven, deren Krümmungsgesetz unmittelbar einleuchtend ist und sinnlich so faßbar, daß sie ganz von selbst in fester Gestalt in uns haften; während die Hodlerschen Kurven ein wenig an die van de Velde erinnern, nie ganz geschlossen, immer ein wenig sich wieder öffnend zu einem Hinüber. Die Bewegungsempfindung, die da entsteht, hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Gefühl des Schwankens, Bewegungen, zu unbestimmt, um in die Gesetzmäßigkeit unserer Sinne einzugehen.

Dieses alles trifft aber eigentlich nur die mehr lyrischen Bilder Hodlers. In seinen großen epischen Wandbildern aus der letzten Zeit, besonders in dem Jenenser Bild, ist der Rhythmus viel bestimmter und reicher. Von den modernen Wandgemälden sind dieses wie auch sein Lutherbild wohl die einzigen, die wirklich historische Kraft in sich tragen, besonders durch die Art, wie das Volk gegeben ist, als ein hundertgliedriger Körper, dessen Glieder alle durch die selbe Kraft im selben Rhythmus stark bewegt sind. Auch in seinen Landschaften ist wunderschöner und lebendiger Sinn, meist von der Höhe gesehene lichte, weite Wasserflächen, die an Glanz und Klarheit mit dem Himmel sich messen.

Berlin: Freie Sezession 1918 Die Freie Sezession bietet das bunteste Durcheinander. Das Bedürfnis nach einer Juryfreien meldet sich wieder, aus der dann die Ausstellungen ihre Auslese in bestimmten Richtungen treffen können. Hier wird man gar zu sehr herumgeworfen.

Um mit den Senioren zu beginnen: Da ist eine Trübner- und eine Liebermannkollektion. Liebermann in seinen weißlichen nüchternen Farben mit all den klugen Porträtköpfen ringsherum, darunter auch ein Frauenporträt. Auch Sievogt hat ein Damenbild. Aber beide zeigen in meinen Augen, wie wenig diese abgehackte Art der Anschauung und der Technik imstande ist das Spezifische des weiblichen Gesichts wiederzugeben. Das bestimmt Stoffliche, der Haut zum Beispiel, das noch auf den frühen Trübners so wunderschön gegeben ist, ist in seiner spätern Kunst ganz verloren gegangen. Die Porträts Trübners aus den letzten Jahren wirken in der starren Art das Stoffliche anzufassen einfach roh, und das Geistige kommt kaum oder nur ganz primitiv zum Ausdruck.

Ein Raum umfaßt die Schweizer Künstler, unter denen manches Hübsche ist, besonders von Victor Surbek. Vor allem aber nun Klajger mit seinem großen Wandbild für das Chemnitzer Rathaus. Es stellt die 9 Musen dar vor einem weiten Hafengelände, auf dem lautes Arbeitsgetriebe herrscht. Man kann zu dem Bild kaum etwas sagen; so weit ab liegt einem jetzt die Art Klingers. Seine besondere Verquickung des Hellenismus mit unserer modernen Kultur und unserm Schönheitssinn ist klug und geistvoll, und trotzdem läßt sie uns kalt: ein letzter Versuch der Renais-

sance, der aber nicht viel Lebenskraft in sich trug. Dazu kommt, daß es nicht Klingers Art ist große Flächen zusammenzufassen. Was in seinen Radierungen mehr eine Besonderheit war: dieses Allzuviel an einzelner, ist in einer so großen Fläche einfach zersetzend, und es zerreißt jede Flächenwirkung.

Im selben Raum sind auch zwei große Bilder von Thoma. In ihrem geistigen Genre bleiben sie natürlich ganz innerhalb Thomascher Art: still und ein wenig eng in ihrer Zufriedenheit. Aber die Flächenwirkung ist wohlthuend ruhig und klar. Die Reihe seiner Dorfmusikanten musiziert ähnlich wie er malt, melodios bis zum Sentimentalen und einfach, beinahe simpel im Klang. Sehr ähnlich diesem Gefühlston, auch so still, musikalisch, aber wohl noch reiner im Klang ist eine Landschaft von Kalkreuth, ein Dorf im Tal, ganz von abendlichem Grün eingeschlossen.

Dann kommen die Räume mit den Jungen. Man muß sagen: Sie führen sich dieses Mal nicht sehr schön auf, und ein Teil der unharmonischen Wirkung der Ausstellung mag wohl an ihnen liegen. Daß sie alle die große Geste mitmachen und Fels und Meere einstürzen lassen, auch wenn ihre Seele vielleicht von selbst in viel versöhnlicheren Welten gehen mag, kann einem das, was die Jungen tatsächlich zu geben haben, zuzeiten beinahe verleiden. Die geistige Simpelheit des Impressionismus war hiergegen in ihrer Bescheidenheit wohl zu preisen. Wieder schiebt man einen Teil der Schuld den Jahresausstellungen zu. Ohne sie würden die Bilder wohl mehr das Gesicht des Malers tragen als überall so sehr den Habitus der augenblicklichen geistigen Richtung mitzumachen.

Unter den Jungen hat Pechstein schon fast das Gepräge des Klassikers. Eine gewisse Ähnlichkeit mit ihm hat Otto Mueller, obschon seine Farben nur in Grau leben und seine Sinne überhaupt sich in viel mehr Entfernung von der Welt halten; aber die Bildfläche ist ähnlich aufgefaßt und auch bei ihm ein starker Zusammenhang mit dem Handwerklichen. Von den übrigen ist unter vielen zu nennen: eine Landschaft von Heuser, wohl an Marc angelehnt, aber durchaus selbständig; schlichte Blumenstücke von Treumann; von Hedwig Woermann der Bettler und die Enkelkinder, je und blutleere Gesichter mit Ängstlichkeit und Fremdheit vor dem Leben; dann zwei Sonderlinge: Heinrich Richter, ein Paar

auf dem Montmartre über die Straße gehend, Figuren im alten Typus der Pariser Vorstadtchansons, und von Erik Richter, aus irgendeiner Einsamkeit heraus, zwei ganz kleine Bildchen, mit einer Muße ausgeführt, als wenn es das Tempo der Großstadt und der Ausstellungen gar nicht gäbe; eigentlich ein wirkliches Bauernbildchen mit fröhlichen Schäfchen und einem Hirten mitten drin.

In der Plastik gehen die neuen und die alten Wege jetzt vielleicht noch mehr auseinander als in der Malerei. Schon in der äußern Auffassung ihrer Aufgaben. Früher stand ein plastisches Werk immer als ein Selbstzweck da, als ein Mikrokosmos, und wenn man auch dann und wann von seiner Einordnung in die Architektur sprach, so ist man doch jetzt sich erst der ganzen Konsequenzen hiervon bewußt geworden. Wie sehr der vollplastische Mensch in Haltung und Struktur der Oberfläche dadurch gebunden wird, ahnte man kaum. Aber es ist, als wenn dieser Vereinfachung der Oberfläche auch eine andere geistige Auffassung vom Körper zugrunde liegt. Die Oberfläche des Körpers gibt jetzt nicht mehr den Körper. Das Körperliche ist ihr entzogen, und sie ist nunmehr eine etwas durchsichtige Umhüllung dessen, was dahinter lebt. Aus dem Geist der ältern Plastik heraus, die ein volles Menschenindividuum geben will, nach allen Richtungen vollwertig gestaltet, ist eine Porträtbüste von Thorak, die ein starkes und großzüiges Formgefühl zeigt. Auf mittleren Wegen geht etwa die reizende Daphne von Klimsch und die schöne Durieuxbüste der Tina Haimwentscher. Ganz in der neuen Auffassung stehen die beiden weiblichen Holzplastiken von Bik, sehr schön mit einer gewissen Gläubigkeit in sich. Schön und klangreich in der Bewegung sind die Tänzerinnen der Milly Stegger wie auch Roeders Knabentorso.

Pechstein Pechsteins Raum bei Gurlitt im vollen Sonnenlicht wirkt überraschend und frei: Alles ist reinste und froheste Farbe. Manche Bilder geben wirklich eine Lösung dafür, daß das Licht nicht allemal durch ein Hell und Dunkel gegeben zu werden braucht, sondern daß die Farbe selbst in gewissen Grenzen es ersetzen kann. Am deutlichsten hierfür ist Pechsteins Bild auf der Sezession Der Abend. Es ist nicht im Dunkeln gehalten; allein durch die Art der Farben ist es ein Abendbild. Als wenn die

Dinge noch vollgesogen vom Licht des Tages es umwandeln in stille und reine Farben und sie so wieder ausstrahlen. Dieser Nachklang des Tages ist wohl in dem Bild drin. Auch in den kleinen Winterlandschaften bei Gurlitt ist die Helligkeit und Reinheit der Frostluft durch die kristallene Reinheit der Farbe mit ganz unmittelbarer Kraft gegeben. In diesem wie in vielen Stillleben ist Pechstein sehr schön. Aber in anderen Bildern, besonders in seinen Porträts, stören die festen Farbflächen, mit denen er so oft arbeitet, und die eigentlich nur dekorative Wirkung haben können. Sofort liegt es anders, wenn man die Bilder als Entwürfe zu Webe- oder Mosaikarbeiten ansieht. Seine Weinelese hängt auf der Sezession als Gobelin. Was in seinen Bildern mir als Mangel scheint: die ungebrochenen Farbflächen, ist dort ein Gewinn. Allein durch das Geflechte der Webetechnik bekommt die Fläche Leben. Durch das Herauf und Herunter des Fadens, auch durch Unregelmäßigkeiten des Materials fängt sie selbsttätig Licht, das sich in die Wirkung mit hineinwebt. Eigentlich alles führt Pechstein zum Kunsthandwerk; außer den reinfarbigten Flächen vor allem auch die Unmittelbarkeit, mit der er seine Konturen führt, die den Webereien wie seinen wunderschönen Glasfenstern die besondere lebendige Wärme geben. Und schließlich auch sein sehr naives und klares Kompositionsgefühl. Auch daß die handwerkliche Kunst eine so viel längere Wachsenzzeit durchmacht, scheint mir auch durchaus ein Gewinn. Die meisten der Arbeiten Pechsteins scheinen mir zu schnell entstanden zu sein, um ein längeres Zusammensein zu vertragen. In dem Durchgang zum neuen Gurlittschen Ausstellungsraum sind zwei Mosaiken Pechsteins, die aber lange nicht auf der Höhe der Pechsteinschen Glasfenster stehen. Auch die Verbindung der Mosaiksteine mit einem glatten Stuckhintergrund scheint mir nicht glücklich. Die Figurenbilder Pechsteins sind meist nach weiblichen Modellen im Typus der Südsee. Wenig Zeichnung und wenig Bewegung. Ihre Schönheit tragen sie für sich in einer ruhigen und selbstsichern Sinnlichkeit; primitive und schöne Gewächse.

Daumier Der 1. Band des Daumierwerks, herausgegeben von Eduard Fuchs / München, Langen/, ist erschienen. Er umfaßt Daumiers Holzschnitte von 1833 bis 1870 in besonders guter Wiedergabe. Fuchs'

Prinzip die Kunst vornehmlich in ihrem Zusammenhang mit dem sozialen und politischen Boden, dem sie entwachsen ist, zu sehen, ist bei Daumier wohl ganz besonders fruchtbar. Er sagt von sich selbst: »Je suis de mon temps.« Fast seine ganze Kunst wurzelt in den politischen Kämpfen seiner Zeit, und nur in wenigen, vorübergehenden Perioden hat er die Kunst in rein künstlerischen Interessen aufgesucht. Meist war sie ihm der Ausdruck seiner Ideen wie dem Politiker das Wort. Fuchs sieht in Daumier den vielleicht genialsten Repräsentanten der »bürgerlichen Ideologie«. Die Ideen, die die Republik geschaffen hatten, wurden von den bürgerlichen Finanzleuten zu einer Art Marktmünze umgeformt, und alle, die in Wahrheit für die Ideen des geistigen Fortschritts und des gleichen Rechts auf Freiheit und Glück eintraten, mußten zum Kampf zusammentreten. Ihr Organ waren die Zeitschriften, vor allem die neu gegründeten Witzblätter, die Caricature und der Charivari, an denen die ganze jung aufstrebende Intelligenz mitarbeitete, vor allem Daumier. Die Hauptzielscheibe waren die *Bäuche*, das heißt die Bankiers, zu denen sich dann später auch Louis Philippe sowie die Politiker und Parlamentarier gesellten. Bereits im Jahr 1834 wurde aber die politische Satire durch Polizeizensur unterbunden. Und nun fanden sich die Künstler vor der Aufgabe die unendlich vielgestaltige private Welt der Bürgerlichen, die man bisher nur in unbestimmten Umrissen gesehen hatte, in feste Typen zu fassen. Eine Flut von Gestalten ergab sich; man denke an all die Figuren Balzacs, an die Kleinbürger bei ihrer Arbeit und am Sonntag, an die kleinen Rentner, die Obdachlosen oder an die kleinen Mädchen aus den engen Straßen der Vorstadt mit ihren Schicksalen: alles mit dem großen Hintergrund Paris. Das waren Dinge, die man früher nicht gesehen hatte, und die nun mit doppelter Kraft nach Ausdruck verlangten. So überstürzten sich auch die Holzschnitte Daumiers in den Zeitschriften und Büchern, um diese neue Welt zu fassen. Erst das Jahr 1848 zwang wieder alle Kräfte in das politische Wirken hinein. Die frühere Zielscheibe der Karikatur, der Kleinbürger, war jetzt schon etwas zum Industriellen hingewandt, ein Großbürger mit weltmännischen Manieren. Vor allem handelte Daumier die Kategorie der Richter endgültig ab. Inzwischen hatte aber für

politische Zeitschriften der Holzschnitt gegen die beweglichere und schnellere Technik der Lithographie zurücktreten müssen; auch für Daumier von nun an der Ausdruck seiner Ideen. Der vorliegende Daumierband umfaßt eigentlich mit seinen 500 Wiedergaben die gesamte Entwicklung des Holzschnitts im vorigen Jahrhundert mit ihrem ganz rapiden Aufstieg bis hin zu jenem toten Punkt, wo sie eben von anderer Technik abgelöst wurde. Die ersten Blätter Daumiers sind noch in der steifen Längsschnitttechnik, die auf künstlerische Wirkungen sich noch gar nicht einlassen mag. Dann wird die Linienführung immer freier und beweglicher mit den schönen, schwarz geschlossenen Schattenflächen. Der Holzschnitt dieser Zeit ist für Daumier wohl eine ganz besonders adäquate Ausdrucksform, weil die Linien die Idee seiner Figuren mit so besonderer Kraft und Geschlossenheit umreißen; während in den späteren Jahren der allgemeine Wunsch das Licht und die freie Luft zu fassen die schwarze Fläche in Mittelöne auflösen ließ und die Linie nur zu einem Mittel der jeweiligen Verdeutlichung wurde.

Berliner Porträts

Eine Bildnisausstellung ist immer interessant durch die Verquickung des künstlerischen Interesses mit dem Physiognomischen, diesem schönen Grenzgebiet von Geistigem und Stofflichem. Davon abgesehen bot die Ausstellung Berliner Bildnisse 1848 bis 1918 wenig, und man wundert sich, daß Berlin innerhalb 70 Jahren nicht mehr gute Porträts sollte hervorgebracht haben. Der erste Saal umfaßte die Kunst bis zum Eintritt des Impressionismus. Jene schönfärbige Atelierkunst, in der die Modelle ihre 20 bis 30 Sitzungen hatten und der Künstler mit langgesponnener Aufmerksamkeit allen kleinen Nuancen in Form, Ton und Farbe nachgehen konnte, was besonders den *Schönen Frauen*-Porträts zugute kam. Was in dieser Zeit entstanden ist, und vielleicht noch 2 Jahrzehnte vor 1850, scheint mir im Sinn der Familien- und Stubenporträts bei weitem am entsprechendsten. Die Bilder waren so recht auf die Dauer des Zusammenseins eingestellt und ehrlich und schlicht in der Auffassung. Die Porträts hier gehen schon ein wenig mehr in das Literarische hinüber und ähneln etwa den Figuren aus den Freytag'schen Romanen in ihrer etwas schöngefärbten Typisierung. Am besten sind hierin die Porträts von Schaub, das Liszts und

das der Artôt, dann das sehr lebendige Porträt Hoffmann von Fallerslebens von Henseler. In den nächsten Jahren jene Salonporträts von Richter und Gussow, zu denen wir augenblicklich kaum mehr ein Verhältnis haben. Selbst die Stauffer-Bernschen hier ausgestellten Bilder muten schon ein wenig alt und gesellschaftlich an.

Dann kommt der Raum mit den Alten unserer Sezession, mit Liebermann, Corinth, Spiro und König (ein sehr gutes Porträt von Lepsius gehörte in der Auffassung wohl mehr in den großen Raum), schon wesentlich demokratischer und beweglicher. Besonders bei den glänzenden Porträts von Corinth kommt die momentane und schnelle Auffassung so recht zutage, so schnell, daß kaum mehr die Menschen mit all ihren verschiedenen Besonderheiten geschildert wurden; es ist mehr irgendein geistreiches Essay über sie, manchmal nur wie ein treffendes Bonmot. Besonders geistvoll und dabei aristokratisch ruhig in seiner Art ist das Königsche Porträt von Meier-Graefe. Man glaubt etwas von der feinen französischen Schulung des Mannes in Gesicht und Haltung wiederzufinden. Im letzten Raum wieder unsere gewaltsame und geklüftete Welt. Als Porträt scheint nur das Krauskopfsche vollmenschlich empfunden. Pechstein ist natürlich nach seinen Porträts in keiner Weise zu messen.

Berliner Ausstellungen

Im Graphischen Kabinett Neumann gab es eine Ausstellung der Werke Christian Rohlf's. Rohlf's ist 70 Jahre alt und malt wie der Jüngsten einer. Und dabei fühlt man nicht Affektation oder Anpassung durch. Aber man fühlt auch nichts von einer innern nötigen Mission. Die Dinge sind alle mehr in ihrer Oberfläche gesehen, da auch in einem schönen Zueinander. Aber alles ist mehr mit den Augen eines geschmacksgeschulten Kunstgewerblers empfunden. Darum ist auch die eigentlich kunstgewerbliche Arbeit, die Wollstickerei mit der alten Indianerfrau, bei weitem die beste. Von Hans Purrmann war diesmal bei Paul Cassirer nichts Wesentliches ausgestellt, mit Ausnahme einer sehr farbigen und lebendigen Landschaftsstudie.

Kurze Chronik Die Sammlung Schweitzer, die bei Cassirer in Berlin versteigert wurde, ist unter Einwirkung der kritischen Methode von Morelli-Lermoliew entstan-

den. Sie enthält im wesentlichen Male-
reien der Zwischenstufen zwischen Leo-
nardo und Luini und Marmor- und Ton-
plastiken der Pisanizeit bis zu den Rob-
bias und Montorfoli. Im Nachlaß von
Mallmanns, der gleichfalls in Berlin
zur Versteigerung kam, befinden sich
die Immaculata von Murillo, Bilder
von Dirk Hals, Teniers, Steen, Terborch,
Pieter de Hooch, Ruysdael, Cranach,
Tintoretto, Bellini, Pinturichio, Polidoro.
◊ Eine Gesamtausstellung seiner Werke
hat Franz von Heckendorf in
Hannover veranstaltet. ◊ Der älteste
der deutschen Kupferstecher, Louis
Jacoby, ist am 7. Juni 90 Jahre alt
geworden. Er wurde in Havelberg in
der Mark geboren, war ein Schüler
Mandels in Berlin, machte Studienreisen
nach Paris, nach Spanien, nach Italien,
wurde 1863 Professor an der Wiener
Kunstakademie, wo er 20 Jahre wirkte.
Seit 1882 ist er in Berlin, als künst-
lerischer Beirat der Reichsdruckerei und
der Königlichen Museen.

Literatur Die Erinnerungen an
Edouard Manet, die
A. Proust gleich nach dem
Tod Manets in der Revue blanche
veröffentlichte und die dann A. Barthe-
lemy in Buchform herausgab, sind bei
Bruno Cassirer in Berlin deutsch er-
schienen. Sie geben von Manet und sei-
ner Zeit ein reizend lebendiges Bild.
Überall fühlt man die Wärme des eigen-
en Erlebens durch; war doch Proust
mit Manet befreundet, von seiner Kind-
heit an bis in die einsamen Jahre sei-
ner Krankheit. Von Manet wird er-
zählt, und ganz Paris, die ganze junge
Kunst von damals klingt in ihm wieder.
Welch eine Freude und Schönheit lag
in dieser Wiedergeburt der Sinne, und
wie faßt sich nun alles dieses wieder
in Manet zusammen. In seiner Jugend
gesund, schön, mit fröhlichen, dunkeln
Augen und heller, gesunder Haut, vol-
ler Freude an seinem Körper und
elastisch und leicht im Bewegten, alle
seine Sinne recht im Triumph fühlend.
Dabei spricht bei aller Jugendlichkeit
eine starke Freude am Eleganten und
Vornehmen, gesund und naiv, ohne
eine Spur von jener Routiniertheit,
die so oft damit verbunden ist. So
stark sprachen ihm seine Sinne, daß
für ihn kein Drehen und Deuteln mög-
lich war. Diese unbedingte und selbst-
verständliche Ehrlichkeit gegen sie und
ihre naive Sicherheit sind mit das We-
sentlichste seiner Natur. So kam es
auch, daß Manet nie die Kampfstellung

verstanden hat, in die er gekommen
war, und daß er sich durch sie niemals
im provozierenden Sinn anstacheln ließ.
Er hat im Gegenteil mit einer gewissen
Kindlichkeit nach Anerkennung ver-
langt. Als Beleg eine Äußerung, aller-
dings schon aus den Jahren seiner
Krankheit: »Die Angriffe, deren Ziel ich
war, haben die Spannkraft meines Le-
bens gebrochen. Keiner weiß, was es
heißt immer und immer wieder be-
schimpft zu werden. Das eckelt einen an
und richtet einen schließlich zugrunde.«
Überhaupt sind die letzten Jahre für
ihn, zu dessen Schaffen das volle Ge-
sundheitsgefühl unbedingt gehörte, durch
die lähmende Krankheit doppelt schwer.
Das Buch sollte man sich anschaffen.
Auch die vielen Zitate und Anekdoten
aus den Debatten über Kunst von Ma-
net und seinen Freunden machen es
so außerordentlich liebenswürdig und
amüsanter zu lesen.

KULTUR

Kunstgewerbe / Paul Westheim

**Arbeiter-
siedlungen** In dieser Rundschau (1915 II,
Seite 618 ff.) ist schon
einmal eingehend von Staa-
ken gesprochen worden, der ersten
vom Reich angelegten Arbeitersiedlung.
Kurz vor Ausbruch des Krieges war
man dazu gekommen den Arbeitern der
Spandauer Staatswerkstätten geeignete
und im Preis erschwingliche Wohngele-
genheit zu schaffen. Man begnügte sich
nicht damit der aus den Siedlern gebil-
deten Genossenschaft Boden und Bau-
geld zur Verfügung zu stellen, das
Reichsamt des Innern legte die Siede-
lung selbst an, um sie schlüsselfertig der
Genossenschaft zu übergeben. Es war in
jener Betrachtung auch bereits gesagt,
daß man in dem Reichsamt, das sonst
mit Bausachen sich nicht zu beschäftigen
hat, einen außerordentlichen Griff tat,
indem man einen jungen Architekten,
Paul Schmitthenner, mit der Auf-
gabe betraute. Schmitthenner hat in dieser
ersten Reichsarbeitersiedlung ein sozial,
künstlerisch und wohnungspolitisch vor-
bildliches Werk geleistet. In den 3 Jah-
ren, in denen diese Siedlung mannig-
fache Beurteilung fand, ist wohl aus-
nahmslos hervorgehoben worden, daß
hier in jeder Hinsicht das Richtige getan
worden ist. Jetzt, wo diese Fragen der
Kleinhausiedlung durch die orgiastisch
gewordene Wohnungsnot und durch die
Sorglosigkeit derer, die die ganze Kriegs-
zeit über die dringlichen Mahnungen der
Fachleute überhört haben, von so aktuel-

ler Bedeutung geworden sind, ist eine Veröffentlichung erfolgt, die an der Hand der Pläne und zahlreicher Abbildungen auch denen einen Begriff von dieser Siedelung gibt, die nicht die Gelegenheit haben die Anlage in Staaken selbst zu besichtigen (Die Gartenstadt Staaken /Berlin, Wasmuth/). Franz Oppenheimer und Fritz Stahl haben erläuternde Einführungen geschrieben, in denen das Wesentliche dargelegt ist.

Es ist erfreulich gleichzeitig darauf hinweisen zu können, daß dieses Staaken bereits Nachfolge gefunden hat. Eine weitere Publikation berichtet von einer im vorigen Jahr errichteten Arbeitersiedelung im Anschluß an die Mitteldeutschen Reichswerke, einen vom Reich organisierten Kriegsbetrieb, für dessen Beamte und Arbeiter Wohngelegenheiten beschafft werden mußten (Gartenstadtsiedelung der Mitteldeutschen Reichswerke /Berlin, Wasmuth/). Man ist bei dieser Anlage nach den gleichen Grundsätzen wie in Staaken verfahren, hat sich bemüht ebenso sachlich, ebenso klar und wirtschaftlich zu organisieren und hat wiederum auf alle spielerische Romantik verzichtet. Der Architekt Otto Salvisberg, der diese zweite Reichsarbeitersiedelung anlegte, ist mit dem gleichen Verständnis und dem gleichen künstlerischen Takt wie Schmitthener an die Aufgabe herangegangen, und er hatte das Glück Erfahrungen, die in Staaken bereits gemacht waren, verwerten zu können. So ist auch diese neue Siedelung ein vorbildliches Werk geworden. Die meisten Fragen, die von den Theoretikern unter den Architekten jetzt unter erheblichem Aufwand von Druckpapier erörtert werden, ohne daß man behaupten könnte, daß diese Diskussionen dem Ziel wesentlich näher führten, sind hier von Männern der Praxis, auf scheinbar einfachste und selbstverständlichste Weise vorweggenommen worden. Da sie mit dem richtigen Instinkt für die Sache ans Werk gegangen zu sein scheinen, sind ihnen aus der Arbeit heraus die Lösungen entgegengekommen.

Daß das Reich in dieser Weise der privaten Initiative vorangeschritten ist, ist außerordentlich wichtig für die jetzt im großen zu lösenden Siedelungsaufgaben. Gewissermaßen von Reichs wegen wird damit bewiesen, daß die wichtigsten Forderungen der künstlerischen Städtebauer, der Volkswirtschaftler und Hygieniker durchführbar, daß die besonders von der Terrainspekulation vorgebrach-

ten Einwände nicht stichhaltig sind. Der Weg zum sparsamen Bauen, zum gesunden und auch ästhetisch befriedigten Wohnen auch der breiten Massen ist gewiesen; jetzt käme es nur darauf an im gleichen Geist weiterzuarbeiten.

Kurze Chronik Der Vorstand des Architektenvereins in Berlin hat folgende **Preis aufgabe** für den Strauchwettbewerb 1919 bestimmt: »Die Siedelung der Kriegsteilnehmer, eine Untersuchung über ihre Formen und Möglichkeiten ihrer Durchführung. Unter Befügung von wichtigen Lage- und Einzelplänen sowie Ertrags- oder sonstigen Berechnungen sind die bisherigen Vorschläge und Ausführungen übersichtlich zusammenzustellen und kritisch zu untersuchen. Zum Schluß sind Vorschläge zu machen, wie durch Siedelungen die Bedürfnisse der Kriegsbeschädigten [auch der Architektenverein gebraucht leider dieses Wort; siehe die Rundschau Geistige Bewegung, 1918 I, Seite 618] einerseits und die Anforderungen der Landwirtschaft und der Industrie andererseits in der Stadt sowohl als auch auf dem platten Lande am besten zu befriedigen sind.« Die Arbeiten sind bis zum 31. März 1919 einzureichen. \diamond Zur Pflege und Hebung der Porzellanmalerei hat die Porzellanfabrik Th. Rosenthal selber in dem thüringischen, durch seine alte Glas- und Keramiktradition bekannten Städtchen Lauscha eine Künstlerkolonie begründet, in der für die Porzellanmalerei geeignete Kräfte herangezogen werden sollen. \diamond Gleich der vorjährigen Schweizer Ausstellung hat der Deutsche Werkbund in diesem Sommer in Kopenhagen eine Ausstellung deutschen Kunsthandwerks gezeigt. Die Leitung lag in den Händen Richard Riemerschmids. \diamond Die Münchener Kunstgewerbeschule hat gelegentlich ihres 50jährigen Bestehens eine Ausstellung veranstaltet, in der an Arbeiten von Lehrkräften und Schülern ein Überblick über die Stellung der Schule im heutigen Kunstgewerbe gegeben werden sollte. \diamond Zum Leiter des Frankfurter Kunstgewerbemuseums ist an Stelle Hermann von Trenkwalds, der zurücktrat, der Kustos am Berliner Kunstgewerbemuseum Robert Schmidt ernannt worden.

Literatur Bei Alexander Koch in Darmstadt erschien ein Architekturskizzenbuch **Das Landhaus Sankt Antonius**. Dieses

Landhaus ist eine Phantasie des Architekten Max Ruchty, den es gelistete in sehr hübschen Bildern einmal zu zeigen, wie ein Künstler sich ein Landhaus erträumt. Er erfindet sich eine Ideallandschaft, ein hügeliges Gelände, aus dem ein bungartiger Bau aufragt. Der Beschauer wird durch eine wohlräumige Gartenanlage in ein Haus geführt, das mit mancherlei Reizen ausgestattet ist. Schaubilder und Detailzeichnungen präsentieren dann Räume und Möbel. Das Ganze ist etwa in der Art gehalten, die Pfeiffer in allerlei von den Pössenbacherwerkstätten ausgeführten Einrichtungen geläufig gemacht hat. Vor 20 Jahren, als das neue Kunstgewerbe anfang sich durchzusetzen und als die jungen Architekten noch auf dem Papier bauen mußten, da sich kaum einmal jemand fand, der das Vertrauen gehabt hätte ihnen einen Bauauftrag zu geben, sind derlei Architekturphantasieen häufig erschienen. Ruchty unterscheidet sich von diesen Vorbildern dadurch, daß sein Landhaus nicht eigentlich neue Formideen aufzeigt. Was er gibt, ist eine gewiß geschickte Variation eines durch die Praxis der Pfeiffer, Möbner, Campbell doch schon recht beliebt gewordenen Typus. \diamond Einen Überblick über den Kruppschen Kleinwohnungsbau gibt Hermann Hecker in einem bei der Heimkulturverlagsgesellschaft in Wiesbaden erscheinenden Lieferungs-werk. \diamond Als 6. Heft der hier bereits angezeigten Technischen Abende im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht /Berlin, Mittler/ ist ein Vortrag W. Franz' über Werke der Technik im Landschaftsbild erschienen. \diamond Als 12. Band der Bibliothek für Kunst- und Antiquitätensammler /Berlin, R. C. Schmidt/ hat Frida Schottmüller einen kurz gefaßten Überblick über Bronzestatuetten und Geräte erscheinen lassen. Diese Sammlung ist nicht darauf angelegt genaue Kenntnis über die einzelnen Gebiete zu vermitteln. Dem Sammler, der sich über die Einordnung des einen oder andern Gegenstandes kurz orientieren möchte, wird an der Hand der prägnantesten Beispiele und der wichtigsten Künstlernamen ein Abriss über die Entwicklung eines bestimmten Einzelgebiets gegeben. Im Sinn dieser Absichten ist das vorliegende, mit einer größern Anzahl Abbildungen ausgestattete Bändchen Schottmüllers brauchbar.

EINZELNES

Miszellen

Hodler in Jena Während die deutsche Öffentlichkeit im allgemeinen nach dem Tod Hodlers persönliche Gereiztheit, die sich an seine Stellungnahme knüpfen, vergessen sein läßt und sich zu einem rein künstlerischen Urteil über die Kunst Hodlers durchgerungen hat, steht sein größtes (und ganz gewiß deutsches) Werk auf deutschem Boden hinter einer Bretterwand vernagelt. Seit mehr als 3 Jahren ist der Auszug der Jenaer Studenten im Treppenhaus der Jenaer Universität von einem rohen Bretterkasten umgeben: als Züchtigung und Abschreckungsmittel. Seit mehr als 3 Jahren verunstaltet ein unbehobelter Zaun, wie ihn sich keine großstädtische Baupolizei gefallen ließe, Fischers fein und geistreich erdachtes Haus und beraubt die Saalestadt eines bedeutenden Kunstschatzes.

Wir wissen, wie diese Einkerkung zustande kam. Wie Anno 1914 Männer wie Ernst Haeckel sich dazu hinreißen ließen sie zu befürworten; zur Freude der Kleinen, denen die ganze Richtung nicht paßte. Inzwischen sind an die Stelle wütender Besinnungslosigkeit und übereifriger Splitterrichterei überall der große Ernst und das wirkliche Verantwortungsgefühl getreten. Als zur Zeit des Falles Hodler die Besonnenen einwandten, die Kunst sei doch auch im Krieg die selbe geblieben, da antwortete höhnisch ein Bilderstürmer: Das mag schon sein, aber wir sind andere geworden. Das sollte wohl heißen: Wir sind nicht mehr fähig die geistige Konzentration zur reinen Betrachtung eines Kunstwerks aufzubringen.

Heute ist die überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes sicherlich wieder fähig Kunstwerke rein zu genießen. Ja, in dem Meer von Blut und Tränen, das die Erde überschwemmt, lechzt sie nach der Kunst, und es ist ein Vergehen gegen den guten Geist des Volkes, wenn man ihm aus Rücksicht auf Reizbarkeit seine großen Kunstschatze vorenthält. Die Universität Jena, eine Gründung der Reformationszeit, ist von jeher Ausgang und Mittelpunkt freiheitlicher Bewegungen gewesen. Sie sollte es nicht länger dulden, daß ein Denkmal ihres Freiheits sinns hinter einer Bretterwand versteckt gehalten wird. Möge der Tod Hodlers daran mahnen!

Richard Lewinsohn